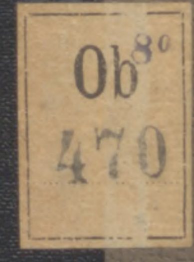

Ob8°
470

Familie / Rasse / Volk

Grundlagen und Aufgaben der Volkssippenforschung

Von

Dr. H. Banniza von Bazan

BG

1934

Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Das Buch erscheint gleichzeitig in einer unter Leitung von Dr. Kurt Krippendorf=Berlin stehenden Sammlung von Schriften, die sich zur Aufgabe gestellt hat, an der Schaffung des durch die nationalsozialistische Revolution bedingten neuen Geschichtsbildes mitzuwirken.

Printed in Germany

Vorwort.

Die Familienkunde zählt in engem Zusammenhange mit der Vererbungslehre und der Rassenkunde zu den lebendigen Wissenschaften des Dritten Reiches. Damit ist gesagt, daß nicht die Erkenntnis an sich ihr letztes Ziel ist, sondern daß sie hineinwirken will in Gestaltung und Aufbau des Volkes von morgen. Als Volkssippenforschung zog sie mit der nationalen Erhebung von 1933 jeden Deutschen in ihren Bann, versprach sie Erfüllung seiner „Sehnsucht nach Herkunft", schuf sie als Wissenschaft von Blut und Boden das Bewußtsein der großen deutschen Volkseinheit.

Dem Bedürfnis nach der Beherrschung des Handwerkzeuges dieser Wissenschaft kamen im letzten Jahr eine Fülle von Einführungsschriften, Anleitungen zur Ausfüllung von Formblättern und kurze Abrisse entgegen. Dieses Buch will darüber hinaus die Grundlagen aufzeigen, in denen die junge Wissenschaft wurzelt, die Aufgaben umreißen, die ihr im Kampf um die Erneuerung des deutschen Volkes zukommen.

Der Verfasser ist von Kindheit an dieser Wissenschaft ergeben, erst durch geheimnisvolle Familienlegenden von ihrem romantischen Zauber umsponnen, dann seit seinen Primanerjahren im klaren Licht der Erkenntnis. Da offenbarte sich ihm nicht minder geheimnisvoll, aber doch zugänglich dem forschenden Verstand die schöne Weite der Volkssippenforschung. Über das nur Familiengeschichtliche hinaus wies sie ihm den Weg zu den tieferen Zusammenhängen von Rasse und Volk.

Hierhin muß auch die Schulungsarbeit unserer Erziehungsstätten, der Schule und der Hitlerjugend, führen. Dann wird der einzelne als bewußter Träger des völkischen und rassischen Erbgutes ins Leben treten und aus dem Wissen um die Herkunft seines Blutes zu einem verantwortungsvollen Kämpfer werden um die Zukunft seines Volkes.

Berlin-Steglitz, den 29. September 1934.

Heinrich Banniza von Bazan.

Inhalt.

I. Der Familiengedanke und das Familienbewußtsein.

Das äußere Kennzeichen unserer abendländischen Verstrickung im vorigen Jahrhundert ist die Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen den Einwohnern des flachen Landes und den in die Landschaft eingewurzelten Kleinstädtern auf der einen Seite, den Insassen der rauchgeschwärzten Riesenstädte andererseits. Das Anwachsen des Großstadtwesens bedeutet für den einzelnen eine ungeheure äußere und vor allem seelische Wandlung. Er ist nicht mehr eingesenkt in Blut und Boden, in die urkräftige heimatliche Erlebniswelt, er ist bedroht von der Entwurzelung aus jedem volksmäßigen Zusammenhang. Während noch um 1800 ein jeder eingebettet war in die Hut der Familie, der Großverwandtschaft, des Stammeslebens, in die erlebte heimatliche Landschaft, wächst jetzt in furchtbaren Ausmaßen die Vermassung der Millionen, die für den einzelnen eine grenzenlose Vereinsamung bedeutet. So scheint es, als wären ganze Schichten unseres Volkes in ihrem äußeren Schicksal nun den jüdischen Fremdlingen ähnlich geworden, auch sie der Scholle fern, heimatlos in den großen Städten. Tatsächlich waren sie auch dort der fremden Irrlehre, dem Denkspuk des Marxismus, zugänglich geworden. Was war ihnen noch Volk und Reich? Sie vermochten es weder gedanklich zu erfassen, noch gefühlsmäßig zu erleben. Aber es erwies sich nur als eine scheinbare und ganz äußere Ähnlichkeit des Schicksals. Der verstädterte Deutsche lebt in einer unnatürlichen Vereinzelung, zum Fronknecht sinnloser Arbeit herabgesunken, in der Tiefe aber geistert der Ahn, der den Pflug durch den Acker führt. Der Jude lebt in der ihm wesensgemäßen Art, nur äußerlich vereinzelt im Meer des Andersrassigen, in Wahrheit aber trotz der Zerstreuung in einem halbbewußten, in jahrtausendelanger Gewohnheit gefestigten völkisch-religiösen Zusammenhang. Er ist, wie uns seit dem Bekanntwerden der Spenglerschen Geschichtsdeutung bewußt geworden ist, bereits seit Jahrtausenden schollenfremder Stadtmensch. Während der Jude noch fest in der Sippschaft ankerte, wurde der deutsche Arbeiter immer mehr zur zusammenhanglosen Arbeitsnummer.

Ein absterbendes Volk hätte widerstandslos immer neue Millionen in diesen Strudel reißen lassen, Deutschland, das ewig jünglinghafte, fand sich

in langsamem Erwachen zu seiner Bestimmung, fühlte allmählich erschauernd die Gefahr.

Wie es zu dieser Wiederbesinnung kam, dafür ist ein deutliches Anzeichen das Anwachsen der familienkundlichen Bewegung. Sie wurde geboren aus dieser Sorge der Stadtmenschen um den Urzusammenhang mit Blut und Boden. Diese Entwicklung hebt sich deutlich ab von den früheren familienkundlichen Beschäftigungen, die in erster Linie dem Adel und adelsähnlichen Geschlechtern dienten. Eine solche Familienkunde hat schon Jahrhunderte vorher geblüht. Sie war der selbstverständliche Ausdruck des Geschichtsbewußtseins dieser Familien, die durch viele Geschlechterfolgen die Geschicke ihres Landes im wesentlichen bestimmten, auf den Höhen der Geschichte wandelten.

Diese von jeher familienbewußten Gruppen sind auch heute für uns besonders kennzeichnend für das Wesen „Familie" schlechthin, da sie diesen Begriff am reinsten und deutlichsten darstellen. Wir wissen, was es bedeutet, wenn eine Frau als eine „geborene" oder ein Mann als „l'homme de famille" bezeichnet wird. Im weiteren Verlaufe der abendländischen Entwicklung empfanden sich diese Adelsgeschlechter als die „Familien" im besonderen und ausgeprägten Sinne.

Familie hat jeder von Natur, hier ist aber „Familie" eine Bewußtseinstatsache, ein Leitgedanke, der bewußt von Geschlechterfolge zu Geschlechterfolge weitergegeben und gepflegt wird. Die Adelsfamilie, das Geschlecht, die „slachta" gibt diesem Leitgedanken einen bewußten Ausdruck, oft durch Wappenbild und Wappenspruch, meist durch das Lebensbild, das ein Ahnherr deutlich und zwingend verkörpert. So kann die Arbeit am selben Boden, der jahrhundertelange Dienst für dasselbe Fürstenhaus der Familie Sinn und Richtung geben.

In solcher Weise war aber auch vor der Maschinenzeit das Bürgergeschlecht, das Bauernhaus Familie. Durch Geschlechterfolgen gab der Beruf Ehrbarkeit und sittliche Lebensauffassung als teuerstes Vermächtnis weiter. Jede Familie war sorglich in Stand und Ort, in festgefügte Anschauungen eingehegt, so daß der einzelne seinen sicheren Halt in dieser Lebensgemeinschaft fand.

Wie sehr „Familie" Bewußtseinstatsache ist, lehrt der Blick in natürlich gewordene Stammtafeln, d. h. solche, die nicht erst durch mühsame späte Forschungen zusammengeklaubt wurden, sondern die mit der lebendigen Entwicklung gewachsen sind und den Enkeln getreulich weitergegeben werden. Sie beginnen mit einem Stammvater, der irgendwie aus dem Dunkel des Ungeschichtlichen auftaucht und durch besondere Fähigkeit und Glücks-

umstände den Grund legt für einen Aufstieg oder zumindest eine festgefügte Lebenshaltung seiner Nachkommen. Oft ist es auch die glückliche Gattenwahl, die diesen Ahnherrn zum Stammvater einer bewußten „Familie" werden läßt. Dann ist nicht er selbst, sondern ein Sohn der sichtbare Begründer des Sippengedankens, aber dieser Sohn gibt seinen Nachkommen dankbar die Erinnerung an sein Elternhaus weiter.

Überhaupt sollte man es nicht versäumen, die älteren natürlich gewordenen sogenannten „Stammbäume" zu untersuchen. Häufig beginnen sie mit einer legendenhaften Herkunftsvermutung, die für Sinnesart und Richtung der Familie kennzeichnend ist. Dadurch wird versucht, im geschichtlichen Boden zu wurzeln. Die unzähligen Adelslegenden bürgerlicher Familien verraten diesen Wunschtraum. Diese schönen, jedoch leider unwahren Geschichten haben aber oft genug ihre Wirkung getan und dem einzelnen Familienangehörigen einen Lebensauftrieb gegeben im Sinne einer Verpflichtung. Es wurde geglaubt und wurde deshalb wirkende Wirklichkeit.

Beachtlich ist auch, wie alle diejenigen einfach „in der Versenkung" verschwinden, die den Familiengedanken nicht weitergetragen haben, die abgewichen, gestrauchelt sind. Der Stammbaum verleugnet mit Vorliebe solche Zweige. Damit wird meistens nur ein Vorgang deutlich gemacht, der sich oft genug im Familienleben abgespielt hat, daß ein Angehöriger sich nicht einzufügen vermag, daß er ausgeschlossen wird und der Verkehr mit ihm abgebrochen wird. Schon die Kinder hören kaum mehr etwas von diesem peinlichen Oheim, die Enkel wissen gar nichts mehr.[1])

So sorgten die Familien immer wieder für die Reinhaltung ihres Wesens. Dem Entfremdeten blieb im besten Falle nur übrig, selbst Begründer eines neuen Familienbewußtseins zu werden.

Die ältere Zeit zeigt uns deutlich als Grundform überhaupt die ländliche Großfamilie, die den Nachfahrenkreis vom Urgroßvater her oder noch eine Reihe weiter zurück bewußt umfaßt und die vorwiegend städtische Klein-

---

1) Sehr fein schildert der österreichische Dichter Josef Friedrich Perkonig in seiner Erzählung: „Der verlorene Sohn" (Velhagen & Klasing, Deutsche Lesebogen Nr. 169, S. 17) einen solchen Vorgang. Es heißt von dem alten Eggerbauern: „Es bedrückte ihn jedesmal, ein dunkles, unerklärliches Schicksal in dem Geschlechte verschweigen zu müssen. Es war eine fromme Lüge, mit der er sogar Gott diente, denn er wollte ihm einen unbändigen Menschen (seinen von der Art abweichenden Sohn Christoph) erhalten und durfte diesem mit keinem unbedachten Worte die Unrast nähren." Dann wird dieser beinahe sagenhaft überlieferte Bruder eines Ururgroßvaters, ein Ludrian und Windbeutel, des näheren dargestellt. „Zählte aber überhaupt so ein einziger Abtrünniger gegen die vielen Beharrlichen? Er durfte wohl den sonderbaren Ahnen verschweigen."

familie, die den Zusammenhang über die Großeltern aufrechterhält und pflegt. Die Personengruppen, die darüber hinaus in bewußter Verbindung stehen, sind dann schon seltener, es sind die „Geschlechter", sei es des Adels oder des gehobenen Bürgertums (Patriziats) oder des alteingesessenen Bauerntums, z. B. in Westfalen und Tirol (die „Fürnehmen" und Wappenmäßigen). Die Sippe dagegen umfaßt die ganze Verwandtschaft eines Menschen sowohl von väterlicher als auch von mütterlicher Seite. Das Bild einer Sippe stand dem mittelalterlichen Menschen deutlich vor Augen, wenn er in der Kirche etwa vor dem Holzschnitzwerk der Maria Selbdritt kniete. Auf dem Schoße der heiligen Anna sah er Maria, die wiederum das Christuskind in ihren Armen hielt. Nicht weniger eindrucksvoll waren die großen Abstammungstafeln, die in bunter Malerei ganze Kirchenwände bedeckten und nach den Evangelien die Blutlinie des Heilands bis zum König David in phantasievoll gezeichneten Ahnenbildern darstellten.

Neben dieser volkstümlichen Ahnenlinie, die den Gläubigen den Wortlaut des Weihnachtsliedes verdeutlichte, daß von Jesse[1]) die Art kam, gab es bei Ausgang des Mittelalters noch eine Reihe ehrwürdiger Ahnenlinien, die in der geistigen Oberschicht sorgsam überliefert wurden. Mittelalterlich ist ihr Ursprung, soweit sie auf das erste biblische Menschenpaar Adam und Eva zurückführen, ebenso wie wir von Christus über David und Noah zu demselben Urquell des Bluts gelangen. Ihr Sinn war, die Einheit des Menschengeschlechts darzutun, indem an den vornehmen Geschlechtern aller christlichen Länder der Nachweis geführt werden sollte, wie sie von den biblischen Ahnherren des Menschengeschlechtes herzuleiten seien. In die Neuzeit weist, daß sie als willkommene Werke der Renaissancegelehrten der Verherrlichung der aufstrebenden Fürstengeschlechter dienten. Merkwürdig ist, daß diese Menschheitsstammbäume, die sich in allen damaligen maßgebenden Geschichtswerken finden, für Jahrhunderte Glauben fanden und in den festen Bestand des Geschichtswissens aufgenommen wurden. Als Beispiel diene etwa die Verknüpfung des französischen Königshauses der Capetinger mit den Karolingern. Es war für die Franzosen staatspolitisch sehr erwünscht, hier einen engen Blutszusammenhang zu wissen. So machte man kurzerhand den Urgroßvater Hugo Capets, den Grafen Robert den Tapferen, zum Urenkel des Childebrand, der Karl Martells Bruder war. Dabei überging man die andere Nachricht, daß jener Robert der Sohn eines von Karl dem Großen angesiedelten Sachsen Witichin sei. Es hätte sich schlecht gefügt, wenn wirklich ein Mann aus dem von Karl gewalttätig niedergekämpften Sachsen-

---

1) Isai, der Vater Davids in der Ahnenlinie Christi.

volke der Stammvater sämtlicher späteren französischen Könige gewesen wäre. Andrerseits war es für die sächsischen Hofgenealogen ein leichtes, aus dem überlieferten Namen des sächsischen Gemeinfreien Witichin einen gleichnamigen Enkel des Sachsenherzogs Witichind zu machen. Der Gegner Karls wurde natürlich nicht nur zum Stammvater des späteren sächsischen Kaiserhauses, sondern auch der späteren Herzöge von Sachsen aus dem Hause Wettin. Widukind erhielt einen gleichnamigen Sohn, der als Graf von Wettin bezeichnet wurde und als dessen Todesdatum man das Jahr 825 ansetzte.

Am merkwürdigsten für den damaligen Stand der Geschichtsschreibung ist die Herkunftslegende der Askanier. Der Name bot die leichte Anknüpfung an Askenas, den biblischen Urenkel Noahs, ebenso lag eine Verbindung mit Ascanius, dem aus Vergils Äneis bekannten Sohne des Äneas, für das damalige Zeitempfinden nahe.[1]) Die Gelehrten hatten dann als wesentliche Aufgabe, mit ihrer Erfindungskraft und Verknüpfungsfähigkeit die Lücken in diesen weitreichenden Geschlechtsregistern auszufüllen. Wir werden dabei auf ähnliche Vorgänge im alten Rom gelenkt, wo der Glanz des augusteischen Kaisertums das kühne Bild einer Blutlinie von dem Geschlecht der Julier bis zu demselben Ascanius der Äneassage ermöglichte. Der Beiname dieses Ascanius, „Julus", besaß schon hinreichende Beweiskraft, um ihn zum Stammvater der Julier zu machen. Damit war die Verknüpfung des vergöttlichten Augustus mit der Göttin Venus, der Mutter des Äneas, gegeben. So schien der damaligen Menschheit das Geheimnis der Begnadung eines hervorragenden Erbstammes aus göttlichem Ursprung erklärbar.

Der Zauber des römischen Namens strahlte über das ganze Mittelalter. Der Hohenstaufe Philipp von Schwaben sah sich als den zweiten dieses Namens nach dem römischen Kaiser des 3. Jh.

So verwundert uns nicht, daß die Hohenzollern jener sonderbaren Legende Raum gaben, wonach ihr Stammvater als Angehöriger der römischen Adelsfamilie Colonna in den Kämpfen des 11. Jh. seine Heimat verlassen habe, um sich in Schwaben niederzulassen. Hier gab die Gleichsetzung von Zoller, Säule, columna den willkommenen Anlaß zur phantastischen Herkunftsvermutung. Angelsächsische Könige leiteten sich von Wotan her, manche Geschlechter Schwedens wollen aus dem Blute der Asen stammen. Wir werden heute über diese kühnen Verknüpfungen nicht lächeln, sondern den hohen

---

1) Die damals beliebte Äneassage (z. B. Heinrich v. Veldekes Eneit) nährte solche Vorstellungen. Aus Hagen, dem Tronjer, wurde Hagen, der Trojaner. Trojanische Flüchtlinge dachte man sich als Siedler am Rhein. Dabei ist wahrscheinlich der Name Tronje von einem bei Xanten gelegenen castra Traiana abzuleiten.

Sinn begreifen, der sich in der Herleitung von stolzen und edlen Gestalten der Vorzeit ausspricht. Wir erkennen in diesen Legenden den Glauben an die Macht des Blutes, der von jeher den gutgearteten Erbstämmen eigen gewesen ist. Es sind Wunschträume, die für uns von geschichtlichen, weltanschaulichen Kräften jener Zeiten Zeugnis ablegen.

Wir gliedern die Erbstämme nach ihrem Alter, d. h. nach ihrer frühesten Nachweisbarkeit und nach ihrem Geschichtsbewußtsein. Aus den Hunderttausenden heute lebenden Familien heben sich einige wenige heraus, die nachweisbar so weit zurückzuführen sind wie die eigentliche deutsche Geschichte selbst, die also rund tausend Jahre im Lichte des geschichtlichen Lebens sichtbar sind, die ein ganzes Jahrtausend der führenden Oberschicht ihres Volkes angehört haben und die vielleicht seit unvordenklichen Zeiten eine rassische Führerauslese in den germanischen Stämmen darstellen. Von den edelfreien Geschlechtern der karolingischen Zeit können wir heute nur noch wenige feststellen. Der Stammvater der Wittelsbacher ist Luitpold, der Feldherr und Vetter des karolingischen Kaisers Arnulf und Markgraf der Ostmark (gestorben 5. VII. 907). Ebenfalls in engem Zusammenhange mit dem karolingischen Herrscherhaus erscheint der Ahnherr des Hauses Lothringen-Brabant, des späteren hessischen Fürstenhauses, Giselbert, der Graf im Maasgau, der sich 846 mit einer Tochter des Kaisers Lothar I. verehelichte. Von diesem Giselbert bis zum heutigen Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau, dem Prinzen Philipp von Hessen, führt eine über tausend Jahre währende Reihe von Männern, denen das Schicksal derselben deutschen Gaue anvertraut war. Das berühmte Haus Wettin, dessen Nachfahren auf den verschiedensten europäischen Fürstenthronen, vor allem als Könige von Großbritannien und Irland und Kaiser von Indien einen großen Teil der Welt beherrschen, geht ebenfalls in eine so frühe Zeit zurück, bis zu einem 919 erwähnten Thiadmar. Zu dieser Gruppe der gewissermaßen obersten Familien gehören noch einige andere Herrschergeschlechter, die den einmal errungenen Vorsprung vor allen später aufsteigenden Erbstämmen für tausend Jahre zu wahren wußten. Zehntausende freier Geschlechter neben ihnen sind schon durch ihre Verwendung in der Kirche und in den Kriegen im frühen Mittelalter zugrunde gegangen. Nicht viel weniger sind durch die besonderen sozialen Umschichtungen in den ersten Jahrhunderten der deutschen Kaisergeschichte ins Bauerntum übergegangen und von den Höhen der Geschichte hinabgestiegen.

Das Stammtafelbild eines solchen Geschlechtes der ältesten Gruppe ist recht wechselnd. Oft geht es in Dutzende von Verästelungen ganz breit auseinander, oft wieder hängt sein Weiterblühen von einem einzigen oder ganz

wenigen ab. Die späteren Welfen stammen alle vom Enkel Heinrich des Löwen, Otto dem Kinde, ab. Ein einzigartiger Vorgang ist es, mit welchem Geschick die Überlieferung und geschichtliche Aufgabe des Hauses Habsburg dem ungefähr gleich alten, aber weniger bedeutenden Hause Lothringen aufgepfropft wurde, als für Maria Theresia der Herzog Franz Karl von Lothringen zum Gemahl erkoren wurde. Kein anderes europäisches Fürstenhaus befand sich in einer derartigen geschichtlichen Lage, daß es ebenso anstandslos und selbstverständlich in die Fußtapfen dieses geschichtlichen Vorgängers hätte eintreten können. Wer tiefer blickt, erkennt natürlich, daß in dem ersten lothringischen Alleinherrscher Österreichs, in Joseph II. eine andere Wesensart die habsburgische Haltung zu durchbrechen sucht, daß aber schon mit Franz II., verstärkt durch blutmäßige Einwirkung — in seiner 8-Ahnenreihe sind die echten Habsburger zweimal vertreten —, die habsburgische Politik ihre Sicherheit wiedergewonnen hat.

Die Wucht eines geschichtlichen Familiengedankens können wir auch außerhalb des deutschen Bereichs beim russischen Herrscherhause Romanow beobachten, das sich zur Erfüllung seiner geschichtlichen Sendung die Träger der verschiedensten Erbstämme einzuordnen sucht. Mehrfach wirkt hier ähnlich, wie bei den römischen Adoptionskaisern nicht die blutsmäßige Verbindung, sondern lediglich der rechtliche und geschichtliche Familiengedanke. Daß diese Herrscher, wenn das Blut nicht mehr spricht, schließlich doch als Fremde über ihrem Volke schweben, läßt sich aus der russischen Entwicklung vermuten.

Die edelfreien Geschlechter sind zwar in ihren nachweislichen Mannesstämmen bis auf wenige Erbstämme ausgestorben, ihr Blut lebt aber in Hunderttausenden heute lebender Deutscher fort; zählen doch die einwandfrei feststellbaren jetzt lebenden Nachkommen Karls des Großen und Widukinds nach Zehntausenden. Es wird für uns immer von eigenartigem Reiz sein, wenn wir hören, daß etwa von Goethe und von Annette von Droste-Hülshoff eine Blutlinie bis zu Kaiser Karl dem Großen hinaufreicht. Wissen wir uns selbst auf diese Weise mit den einstigen Gestaltern der deutschen Geschichte verbunden, so erscheint uns deutsche Geschichte nicht mehr als ein zahlenmäßiges Nacheinander, sondern als ein blutmäßiges Miteinandergewachsensein.

Die zweite ungleich größere Gruppe von heute lebenden Geschlechtern sind die sogenannten uradligen und ihnen ähnlichen Erbstämme. Sie haben sich im Verlaufe der ständischen Umgruppierung, die das Wesen des Mittelalters ausmacht, aus verschiedenen Schichten herauskristallisiert. Es handelt sich hierbei um einst rassisch begünstigte Gruppen, die der unbedingte

Wille zur Wehrhaftigkeit, zum Waffendienst über ihre anderen Volksgenossen hinaushob. Während den einen die treue Bebauung der Scholle über alles ging und ein allzu lang ausgeübter Waffendienst deshalb nicht behagte, behielten die anderen immer und unter allen Umständen das Schwert in der Hand und erfochten an der Seite ihrer fürstlichen Herren die geschichtlichen Entscheidungen. Sicher wirken sich hier unbewußt gebliebene rassische Auslesevorgänge aus. Sowohl aus den in karolingischer Zeit Freien als auch aus den damals minder Freien lösten sich die rassisch zum vollen Einsatz ihres Blutes bereiten Kräfte heraus und wurden zum Schwertadel. Es erwies sich im Laufe der deutschen Geschichte als tragisch, daß die breite schollentreue Schicht im Laufe der Jahrhunderte, zuletzt besiegelt durch fremde römische Rechtsvorstellungen, in völliger Unfreiheit versank. Bereits im Stellingaaufstand des Jahres 841 bezeichnet der Chronist die aufständischen Frilinge und Lassen als servi, also Sklaven, während die den Franken ergebenen Edelinge die domini, die „Herren" sind. Den rassisch Besten der Bauernschicht boten sich Aufstiegslinien zur Auswirkung ihrer rassischen Führereigenschaften in der Kirche, die immer wieder begabten Bauernsöhnen den Weg frei machte, und in den Städten, in denen sie nicht nur frei, sondern auch oft genug nach einigen Geschlechterfolgen „regimentsfähige" Herren wurden. Während die katholische Kirche ihre rassische, zu geistiger Führung berufene Auslese ganz allein für sich verbrauchte und durch die Vorschrift der Ehelosigkeit nicht für die Gestaltung der Oberschicht auswirken ließ, gaben die Städte den aufstrebenden Erbstämmen große Möglichkeiten des Aufstieges. Als Beispiel dienen die Fugger, die innerhalb von 150 Jahren zwischen 1370 und 1514 aus schwäbischen Bauern zu den mächtigen Mitbestimmern des deutschen Geschehens und zu Reichsgrafen wurden. Freilich wirken bei diesen Aufstiegslinien städtischer und kirchlicher Persönlichkeiten andere rassische Eigentümlichkeiten mit als beim reinen Schwertadel. Während es bei den Rittern in erster Linie auf Kühnheit, Angriffsgeist und Körperbeherrschung ankam, gaben bei den Stadtgeschlechtern mehr zäher Erwerbssinn, geistige Wendigkeit, diplomatische Klugheit, eiserner Fleiß und andere „bürgerliche" Eigenschaften den Ausschlag. Ein großes Aufbegehren nordischen Blutes in den nichtritterlichen Schichten erleben wir bei den Ständekämpfen des ausgehenden Mittelalters und vor allem in den Bauernkriegen, in denen eine nordische Führerschicht sich nach oben durchzuringen versucht, ohne eine genügend vorbereitete und gefestigte Gefolgschaft zu finden. Der Weg des Ritters Florian Geyer, der sich mit seiner schwarzen Schar eine zuverlässige Auslese zu schaffen sucht, macht die Tragik des damaligen Geschehens deutlich.

Mit einer erstaunlichen Frische haben sich hunderte sogenannter uradliger Geschlechter vom Mittelalter bis heute in der Führung des Volkes behaupten können. In fast jeder Geschlechterfolge vermochten sie irgendeine führende Persönlichkeit herauszustellen. Nach Hunderten zählen die Generale und Minister und sonstigen staatlichen Hoheitsträger, die Geschlechter wie die Bülow, Kleist, Trotha, Zepelin, Jagow, Tschammer-Osten u. a. ihrem Lande gestellt haben.

Der Grund für diese Erhaltung der Erbgesundheit und der führerischen Fähigkeiten ist im wesentlichen in der engen Verbindung mit dem Boden zu suchen. Der adelige Erbhof gab von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder kinderreichen lebenskräftigen Familien die Ernährungsgrundlage und den freien Blick der Unternehmungslust. Der früher streng herrschende Gedanke der Ebenbürtigkeit wirkte sich auch förderlich aus, soweit er unbewußtem Rassegefühl entsprang.

Die Sicherheit der Reinheit des Bluts war bei den geschichtlich genau erfaßbaren Adelsgeschlechtern damals von vornherein gegeben. Ebenso war klar, daß eine Braut, deren Vorfahren sämtlich dem Gedanken der Waffenehre gelebt hatten, am ehesten Gewähr dafür zu bieten schien, daß ihre Nachkommen dieselben Werte verkörpern würden. Im letzten Jahrhundert jedoch wurde der Gedanke der Ebenbürtigkeit oft genug zum Aberwitz, wenn die Verbindung mit einem frischgeadelten jüdischen „Hause" als standesgemäß galt, dagegen der Verehelichung mit einer erbgesunden Bauerntochter die größten Schwierigkeiten wegen des fehlenden Wörtchens „von" in den Weg gelegt wurden.

Die Nachkommen des Albert Sigismund Friedrich von Treskow aus dem „uradligen" Geschlechte von Treskow aus seiner Verbindung mit der Bauerntochter Maria Elisabeth Mangelsdorf konnten nach den herrschenden Vorstellungen von dem Adelsgeschlechte nicht als ebenbürtig anerkannt werden. In den anderthalb Jahrhunderten seines Bestehens hat gerade dieser als neugeadelt geltende Zweig des Gesamtgeschlechtes seine Tüchtigkeit in hundert preußischen Offizieren, darunter einigen Generalen erweisen können.

Die dritte Hauptgruppe der heutigen Erbstämme liegt fast ganz in der Neuzeit, im Bereich unserer handschriftlichen Hauptquellen. Zu ihnen gehören viele Tausend adliger, bürgerlicher und bäuerlicher Geschlechter, die etwa seit der Reformation einen bewußten Blutszusammenhang behauptet haben. Bedeutend größer ist die Zahl der Erbstämme, deren Ursprung sich in den Wirren des dreißigjährigen Krieges verliert und die im 18. Jh. ihren Aufstieg beginnen konnten. Die einflußreichste Gruppe nahm im evangelischen Pfarrhaus ihren Ausgang. Fast alle protestantischen geistig

führenden Geschlechter verdanken dieser Schicht ihren Aufstieg. Während vorher die katholische Kirche die rassische Auslese aus dem Volksganzen für sich aufbrauchte, konnte sich nun der Pfarrerstand im evangelischen Teile Deutschlands zu einer geistigen, erbbiologisch wirksamen Oberschicht ausweiten. Die meisten der Männer, die dem Volk der Dichter und Denker in der klassischen und romantischen Zeit, zu seinem Namen verhalfen, tragen solches Ahnenerbe in sich.

Die nächste Gruppe umfaßt die Familien, deren Erinnerung über die Großeltern um eine oder zwei Geschlechterfolgen hinausreicht. Auf Grund irgendeiner besonderen Leistung oder auf der Grundlage des vererbten Bodens oder Betriebes hat sich eine lebendige Überlieferung herausgebildet, die den Familiensinn wachhält. Ein Name wie der August Borsigs schafft natürlich schnell Familienstolz und Familienbewußtsein, so daß sich Enkel und Urenkel bereits als Träger eines verpflichtenden Familiengedankens fühlen.

Die letzte weitaus größte Gruppe sind die geschichtslosen Familien. Das sind alle die, deren Anblick bei Verkündung der Ariergesetzgebung einem aufgeschreckten Vogelschwarm glich. Ihnen bereitet es schon Schwierigkeiten, auch nur über die eigenen Großeltern nähere Angaben beizubringen. Jede solche zunächst geschichtslose Familie kann durch eine besondere Leistung zu einer Hüterin des Familiengedankens werden.

Als Beispiel diene etwa das Geschlecht Bernadotte, dessen Ursprung sich bereits im 17. Jh. verliert. Es verdankt seinen beispiellosen Aufstieg allein dem Jean Baptiste Jules Bernadotte, den die Gunst des Schicksals zum König von Schweden machte. Heute sind die Bernadottes eins der angesehensten europäischen Herrscherhäuser, ihre Stellung ist günstiger als die manches tausendjährigen Fürstengeschlechts. Ganz unvermittelt tritt also hier eine Familie aus dem Dunkel in das helle Licht der Geschichte, sie behauptet sich durch klugbedachte Versippung mit den nordisch-bestimmten alten Fürstengeschlechtern, deren Blut in jeder Geschlechterfolge stärker ihr eigenes inneres Wesen und ihre äußere Haltung bestimmt. Eine rassische Untersuchung dieses ursprünglich südfranzösischen Geschlechtes in der nordischen Umgebung dürfte noch zu bemerkenswerten Feststellungen führen.[1])

Am stärksten ist die Geschichtslosigkeit naturgemäß bei den Unehelichen und den Findlingen. Bei den Unehelichen drückt sich das schon äußerlich dadurch aus, daß ihr Name die Vaterlinie nicht weiterführt, bei den Find-

1) Auf die „volkstümliche" Hochadelsbildung Napoleons I., der bewährte Heerführer zu Herzögen ernannte, weist Hans F. K. Günther in seinem Aufsatz: „Zur Frage der Begründung eines Neuadels" in der Zeitschr. „Rasse" Jg. 1 Nr. 4/5 S. 153 hin.

lingen ist eine völlige Neuschöpfung des Namens notwendig, so daß sie sich bestenfalls als die Ahnherrn eines völlig neuen Geschlechts fühlen können. Beim hohen Adel war es üblich, die unehelichen Kinder zu Begründern neuer niederer Adelsgeschlechter mit neugeschaffenen Namen werden zu lassen. Ähnlich war es bei den nichtebenbürtigen Verbindungen. Nicht wenige dieser neugeschaffenen Familien brachten es bald zu eigener Überlieferung, zu eigenem Familienstolz. Man denke etwa an den Ableger der Wittelsbacher, das von Friedrich von der Pfalz aus seiner Verbindung mit der Augsburgerin Klara Tott abstammende Haus Löwenstein, dessen eigene Ebenbürtigkeitsanschauung wieder die Loslösung des bürgerlich versippten Zweiges der Grafen von Löwenstein-Scharffeneck im 19. Jh. notwendig machte. Dieser Zweig wiederum war so wenig in seinem Familiengedanken gefestigt, daß er sich mit der in Deutschland und England emporgekommenen Judenfamilie Worms versippte. Das Ergebnis dieser letzten Bastardierung, Hubertus Löwenstein, nannte sich wieder Prinz und spielte als Führer der sogenannten republikanischen Jugend in Deutschland und nachher als Emigrant eine höchst unrühmliche Rolle. Dies ist also ein deutliches Beispiel dafür, wie der Familiengedanke durch schroffe Abweichungen von dem Gesetz, nach dem ein Geschlecht einst angetreten, gründlich erschüttert werden kann.

Der Fall des Junkers von Treskow wies uns auch noch andere Möglichkeiten. Es kann sich nämlich bei sogenannten Unebenbürtigkeiten um eine rassische Aufbesserung eines alten Geschlechtes handeln, wie es auch an der Abzweigung der Habsburg-Lothringer, den vom deutschen Reichsverweser Erzherzog Johann und der Salzkammerguter Postmeisterstochter Anna Plochel abstammenden Grafen von Meran, offenbar wird, die sich innerhalb von drei Geschlechterfolgen familienmäßig gut entwickelt haben. Erbbiologisch gesehen gehören natürlich die zuletzt genannten Fälle einwandfrei in die Stammfolgen ihrer Herkunftsgeschlechter, also der Wittelsbacher und der Habsburger, rechtlich und bewußtseinsmäßig bilden sie aber eigene Familieneinheiten.

Damit waren die verschiedenen Stufen des Geschichtsbewußtseins der Geschlechter aufgezeigt. Während also in verhältnismäßig kleinen Gruppen der Familiengedanke in den tausend Jahren deutscher Geschichte zur lebendig wirkenden Familienüberlieferung geworden war, drohte der großen Masse im 19. Jh. die Gefahr, jedes Familienbewußtsein zu verlieren und bindungslos zu Treibholz im großen Strom der Geschichte zu werden. „Geschichtslosigkeit in der Familie erzeugt Geschichtslosigkeit in Staat und Gesellschaft.“[1])

---

1) Riehl, Die Familie. Cotta, Stuttgart 1861. S. 334.

II. Die familienkundliche Bewegung.

In einer solchen Gefahrenlage, wie sie im vorigen Abschnitte gekennzeichnet wurde, entstand die neue Bewegung, die Volkssippenforschung, deren letzter Sinn die Wiedererweckung des Familienbewußtseins und damit des Volksbewußtseins in den breiten Schichten wurde. Neben die alte Geschlechterkunde tritt also die Volkssippenforschung, vorerst noch kaum merkbar abgehoben von der alten „noble passion" des Adels, seine Ahnen zu zählen, dann aber immer deutlicher zu einer Bewegung anschwellend, die von ihrer Seite aus der Gefährdung des Gesamtvolkes entgegenwirken will. Erst heute übersehen wir das neue Werden ganz, da inzwischen das Gebäude dieser neuen Wissenschaft aufgeführt worden ist.

Einer der eigentlichen Begründer der heutigen Volkssippenforschung ist Wilhelm Heinrich Riehl, der bereits im Jahre 1854, also mitten in einer Zeit, als die Großstadtvermassung, der Sieg des liberalistischen und marxistischen Denkens unaufhaltsam schien, mit seherischem Blick das kommende Unheil voraussah und in tiefgründiger Art den Familiengedanken wieder zu erwecken suchte. In seinem Werke „Die Familie" (abgeschlossen 14. XII. 1854) deckt er alle Gefahren auf, die das Volkstum im Innersten bedrohen. Alles, was erst die heutige Bevölkerungslehre ins allgemeine Bewußtsein erhoben hat, vieles von dem, was im Dritten Reich im Mittelpunkt des völkischen Denkens steht, ist bereits von ihm im Grunde erkannt und umrissen worden, sei es die Bedeutung des Eindringens der Frauen in männliche Berufe für das Schicksal der Familie, sei es die Gefahr der kinderlosen oder kinderarmen Ehe für das Volksganze, sei es die Kasernierung der Massen in den Großstädten oder die Blutsvermischung zwischen Juden und Christen oder die Amerikanisierung unseres Lebens und Denkens. Das Wesentliche ist, daß er der Familie als der ursprünglichsten natürlichen Gliederung des Volkes den ihr gebührenden Platz im Volksganzen zuweist. „Die Lehre von der Familie muß ebensogut wie die Gesellschaftskunde als ein selbständiger Wissenschaftszweig bearbeitet werden, oder unsere ganze Staatswissenschaft steht in der Luft. Mit dem bloßen Familienrecht ist es hier nicht getan. Die Lehre von der Familie ist eine soziale Disziplin, ein Teil der Volkskunde." Damit begründet er den soziologischen Zweig der heutigen Volkssippenforschung, der heute mit der rein historischen und der erbbiologischen Familienkunde in einer großen Einheit gesehen werden muß. Riehls Beobachtungsart hätte schon frühzeitig die aufkeimende Sippenforschung im Ackergrund des Volkstums tief verwurzeln können. Zunächst verstand man

aber nicht, seine Lehre für die Genealogie nutzbar zu machen und seine Anregungen auszuwerten.

Die ersten deutlichen Bemühungen weiterer Kreise um familienkundliche Erkenntnis kommen zwar aus einer ähnlichen Geisteshaltung wie bei Riehl, knüpfen aber nicht an seiner volkskundlichen Betrachtungsweise an, sondern nehmen ihren Ausgang von der Heroldskunst, von der Wappenwissenschaft. Um 1870 entstehen die ersten bedeutenden heraldischen Vereine, so der „Herold" in Berlin und die heraldische Gesellschaft „Adler" in Wien. Das Wappen gab den äußeren Anreiz, die Familie als eine geschichtlich begründete Einheit zu sehen. Der Wunsch, um sein Wappen zu wissen, bedeutete den ersten Blick des Großstädters auf die Wege seiner Herkunft. Auf den Universitäten war die Genealogie um diese Zeit nichts weiter als eine Hilfswissenschaft der Geschichte. Man war lediglich bemüht, die Herrscherreihen, allenfalls noch die mittelalterlichen Dynastengeschlechter in urkundlich gesicherten Stammtafeln aufzuzeichnen, um den Erbgang zu verstehen und etwa die Bedeutung der Blutsverwandtschaft der Kaiser gegenüber der freien Wahl durch die Fürsten abzuwägen. — Auch die berühmten Erbfolgestreite erforderten übersichtliche Tafeln, deren trockene Darstellung manchem die Genealogie bereits in der Schule verleiden mußte. Man füllte ganze Bogen mit den Namen und Daten des Jülichschen Erbfolgestreites, übersah aber dabei manche für uns wichtige Fragestellung. Die Mutter des untüchtigen Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, die vielbegehrte Erbtochter Anna v. Preußen, hat den blödsinnigen Herzog Albrecht Friedrich zum Vater und ist die Erbin ihres Oheims mütterlicherseits, des Herzogs Johann Wilhelm zu Jülich, der ebenfalls in seinen letzten Jahren den Verstand verlor. Die für den rechtlichen Erbgang entscheidende, politisch äußerst wichtige Eheschließung des Johann Sigismund von Brandenburg mit Anna v. Preußen würde heute also vom erbbiologischen Standpunkte schwersten Bedenken begegnen.

Auf die Dauer konnte die rein historisch gerichtete Genealogie nicht völlig unbeeinflußt von den immer deutlicher werdenden naturwissenschaftlichen Erkenntnissen insbesondere auf dem Gebiete der Erblehre bleiben. Um die Jahrhundertwende gelang es schließlich, die Sippenforschung über das laienhafte Bemühen der ersten Liebhaber hinaus in allmählichem Aufstieg zur Wissenschaft mit eigener Geltung zu erheben. Ottokar Lorenz vermochte als einer der ersten die naturwissenschaftliche Forschungsweise mit geschichtlicher Denkart organisch zu verbinden. Gerade die für weite Zeiträume gut überschaubaren fürstlichen Abstammungstafeln boten hinreichenden Stoff, um wichtigen erbbiologischen Fragen nachzugehen. Die

geistigen Erkrankungen im Hause Wittelsbach, der beiden Könige Ludwig II. und Otto I., gaben Anlaß, sich mit dem Gange dieses unglücklichen Ahnenerbes zu beschäftigen. Es wurde offenbar, daß man der neuen Familienkunde ein festes Gebäude auf der Grenze der bisher unvereinbaren Geistes- und Naturwissenschaften errichten müsse und daß sich von diesem neuen Standpunkt ein weites bedeutendes Blickfeld darbieten würde. Immer deutlicher wurde von hier aus das wahre Verhältnis der Einwirkung von Ahnenerbe und Umwelt.

Die Gründung der Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte in Leipzig 1904 wurde die zusammenfassende Tat für die sichere Verankerung der neuen Wissenschaft im Volksganzen. In den gleichen Jahren wurden die Gothaischen Genealogischen Taschenbücher auf den gesamten deutschen Adel ausgedehnt und wurde von Bernhard Koerner das unvergleichliche deutsche Geschlechterbuch geschaffen. Kein Volk der Erde hat eine ähnlich sorgfältige und umfassende Aufzeichnung seiner Erbstämme aufzuweisen.

Noch vor dem Kriege gelang die große Zusammenfassung der immer umfangreicher gewordenen genealogischen Wissenschaft in Eduard Heydenreichs zweibändigem Handbuch der praktischen Genealogie[1]), das bis heute unentbehrlich geblieben ist.

Der dritte große Abschnitt der sippenkundlichen Bewegung setzt mit der Nachkriegszeit ein. Gerade als unter der marxistisch-liberalistischen Welle jeder Sinn für das Herkommen, für die Werte der Überlieferung zu erlöschen schien, als der Familiengedanke von artfremden Schreiberlingen zersetzt und herabgezogen wurde, erwachte in anfangs wenigen, dann immer größeren Kreisen der Wille zum Widerstande gegen diese gewissenlose Volkszerstörung. Viel, woran man früher geglaubt hatte, Glanz und Macht des Kaiserreichs, waren dahin. Jetzt galt es, die Werte der Volkheit zu retten, die nun auch in den Abgrund nachzustürzen drohten. Hier ist es der sippenkundlichen Bewegung in langsamem, zähem Vorwärtsschreiten gelungen, den seelischen Bereich deutscher Volkheit so zu erweitern, daß die innere Widerstandskraft gegen die marxistische Zerstörung wuchs. Hier arbeitete man sich aus eigener Kraft und Verantwortung vor, ohne daß der damalige Staat einen Finger rührte.

Mit dem Sieg der nationalsozialistischen Revolution war es daher möglich und notwendig, die ganze familienkundliche Bewegung in die große Erneuerung des Reiches von vornherein einzuordnen. Die Aufgabe der

---

1) H. A. Ludwig Degener, Leipzig 1913.

Neuschaffung des Volkes machte die Familienkunde zur unentbehrlichen Wissenschaft von der Rein- und Gesundhaltung des Bluts.[1])

Jetzt erwies sich ihr tiefster Sinn, mitzuwirken an der Wiederherstellung der bewußten Volksverbundenheit. Bereits im ersten Jahre des Dritten Reichs wurde von Staats wegen die Aufgabe der Zusammenfassung und Leitung aller familienkundlichen Bestrebungen mit der Schaffung des Amtes des Sachverständigen für Rasseforschung im Reichsministerium des Innern in Angriff genommen. Wichtige familienkundliche Einrichtungen, wie die bis dahin in Dresden aufgebaute, viele Millionen Nachweise enthaltende Deutsche Ahnenkartei der Deutschen Ahnengemeinschaft konnten sofort in den Dienst dieses Amtes gestellt werden. Mit der Sicherung der unersetzlichen handschriftlichen Quellen in den Kirchenarchiven konnte sofort in umfassender Weise begonnen werden. Riesenhaft mutet die Aufgabe an, die sich das neue Reichsamt gestellt hat, alle älteren Kirchenbücher Deutschlands durch Photokopie zu vervielfältigen und übersichtlich zu verzetteln. Ungeahnte Möglichkeiten der Erfassung der deutschen Vergangenheit, des Ahnenerbes tun sich auf. Viele ins Stocken geratene Forschungen werden wieder aufleben, neue wertvolle Zusammenhänge zwischen den einzelnen Volksgenossen werden sich in Fülle ergeben. Selbst die schlichteste Herkunft wird in ihren blutmäßigen Zusammenhang gestellt werden können. Das Deutsche Reich als erster Staat hat ein solches Amt geschaffen. Die andern rassebewußten abendländischen Völker werden nachfolgen müssen, wenn sie nicht im Chaos bolschewistischer Vermassung zugrunde gehen wollen.

Im Zusammenhang mit diesem Reichsamt wirkt der Reichsverein für Sippenforschung und Wappenkunde, dessen Aufgabe es ist, für den familienkundlichen Gedanken möglichst weite Volkskreise zu gewinnen.

III. Vom Einzelwesen zum Geschlechtsverband.

Während ein Teil des Volkes bereits auf dem Wege organischer Neuformung weit vorgeschritten ist, verharrt ein anderer vor allem in die Großstädte gebannter noch im Zustande trostloser Vermassung. Es fehlen meist selbst die Anknüpfungspunkte zur Neuschaffung eines gesunden Familienbewußtseins. Wilhelm Heinrich Riehl hat auch hier schon 1854, als die Entwicklung erst in den Anfängen steckte, die Lage richtig gesehen. Er kennzeichnet die Anschauung in den damaligen bürgerlichen Kreisen:[2])

1) Vgl. meinen Aufsatz „Volkssippenforschung, ein Eckpfeiler deutscher Kulturarbeit“ in der Deutschen Kulturwacht 1933, 12.

2) a. a. O. S. 329.

„Man liebt es ja hier, das Auseinanderfallen der Familie als die Folge der Beweglichkeit unserer Kapitalwirtschaft, unserer unendlich wandelbaren bürgerlichen Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse zu fassen und darum als etwas echt modernes, großstädtisches, fashionables wohl gar zu bewundern. Unsere Väter haben sich emanzipiert von der Kleinstädterei, und wir müssen uns von der Großstädterei emanzipieren. Selbst in den begütertsten, gebildetsten Bürgerkreisen wissen ja die meisten Leute nicht einmal mehr, wer und was ihr Urgroßvater war. Das wäre ja ganz bäuerisch, noch etwas vom Urgroßvater zu wissen! Indem also die Familienkunde hier selten über den Großvater hinaufreicht, umfaßt sie gerade nur den kleinen natürlichen Kreis von Geschlechtern, die mit Lebensende und Lebensanfang einander noch zu erleben pflegen. Und doch haben unsere Väter noch fleißiger Notizen über die Familie aufgezeichnet als wir. Was wird nun vollends die kommende Generation von ihren Vorgängern wissen?" —

Was sich dann in den folgenden Jahrzehnten verwirklichte, übertraf noch Riehls Befürchtungen. Es kam im Großstadtgemenge selbst zur Zertrümmerung der Kleinfamilie. Schon der Sohn suchte baldigst das Weite und verband sich mit seiner Freundin auf Zeit, ohne eheliche Wünsche, nur dem Vergnügen anheimgegeben. Der Vater und die Mutter waren vielfach bereits nur noch die einzigen Kinder ihrer Eltern. Nicht einmal Tanten und Onkel vermochten dann den engen Gesichtskreis des Ichwesens zu erweitern. Die Großeltern väterlicher Seite waren meist schon nicht mehr bekannt, wenn die Spätehe des Vaters durch wirtschaftliche Verhältnisse erzwungen war. Oder die Großeltern wohnten so fern von dem Hexenkessel Großstadt, daß eine Verbindung längst unbequem geworden war. So stockte der lebendige Strom der Überlieferung, der sonst aus Großvaters Zeiten trauliche Kunde brachte und den geschichtlichen Zusammenhang schuf mit den Taten der Väter. Das Gefühl der Abhängigkeit von den Altvorderen und der Geborgenheit in ihrem Familienkreis schien abgestorben. So wurden immer mehr einzelne nur auf sich gestellt, nicht mehr Zweige eines großen grünenden Baumes, sondern nur noch Spreu, im Winde willkürlich fortgetrieben hierhin und dorthin.

Riehl deckt die Ursachen des Absterbens der Überlieferung bei den Großstadtmenschen auf[1]): „Man nimmt jetzt häufig wahr, daß die alten Leute in dem raschen Wechsel unseres Lebens die Sitten ihrer Jugend selber vergessen und die Großväter, welche den Enkeln von den Herrlichkeiten vergangener Tage — von denen ihres Großvaters Vater von alten Leuten erzählen

1) a. a. O. S. 330.

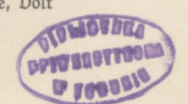
hörte, da er noch jung war — im treuesten Chronikenstile berichten, existieren auch aus diesem Grunde schon lange nur noch in den Romanen.

Man hat gut reden von dem natürlichen Zusammenhang der Familie mit dem Wohnhause in einer Zeit, wo die Mehrheit der Stadtleute zur Miete wohnt. Wie viele von ihnen wissen denn noch, in welchem Hause sie geboren wurden? Daß so viele Menschen auch nur noch wissen, wie alt sie selber sind, ist schon ein halbes Wunder."

Nicht weniger als das Bürgertum der großen Städte wurde auch die Industriearbeiterschaft dem Familiengedanken entfremdet, und zwar trotz des größeren Kinderreichtums. Denn hier wurde der Vorgang fortgesetzter Loslösung aus dem Familienzusammenhang zur Regel. Der jugendliche Selbstverdiener suchte sobald als möglich der drückenden Enge der elterlichen Wohnküche zu entgehen und seinen unbeaufsichtigten Vergnügungen nachzugehen. Die Familienglieder standen sich nun gegenseitig im Wege. Man war zufrieden, wenn einmal Luft geschaffen wurde. Hier lehrt der Vergleich mit dem schollengebundenen Bauernhaushalt den ganzen Aberwitz der Großstadtvermassung. In diesen großstädtischen Schichten gab es kein sicheres Wissen um die Herkunft, ja selbst um die Lebensumstände der Großeltern.

Es ist klar, daß die Volkssippenforschung hier nur die Vorarbeit leisten kann, daß sie die seelische Grundhaltung in Richtung auf ein neues Bewußtwerden des Familiengedankens festigen kann. Entscheidend sind aber dann die wirtschaftlichen Umstände, die einem neuen Familienbewußtsein den gesunden Nährboden geben: die Verbindung mit dem Boden, die Abwürgung der Landflucht, die Ermunterung zur Aufzucht von Kindern durch gesetzgeberische Maßnahmen zugunsten der kinderreichen Familie.

Die Sippenforschung der letzten Jahrzehnte hat bereits einen Weg beschritten, der die Bewußtwerdung des Familiengedankens im weitesten Volkszusammenhange fördert. Es ist die Gründung von Sippenverbänden mit geregelter Satzung, lebendiger persönlicher Verbindung auf Familientagen, richtunggebender Pflege der Familienüberlieferung. Das Wichtigste ist, daß dadurch Angehörige der Familie aus allen Schichten erfaßt werden. Der Forscher ging den Weg zurück zum Stammelternpaar, das in der Landschaft erdverbunden wurzelt, und verfolgte dann die unendliche Verzweigung weit über Gau und Land. Oft genug gelang es dann seiner Inbrunst, seiner Volksverbundenheit, ihnen allen, mochten sie nun Akademiker, Handwerker oder Landarbeiter sein, das Erlebnis des gemeinsamen Blutes zu bringen. Er überbrückte an seiner Stelle die tiefe Kluft der Stände und Klassen und wirkte im Stillen mit an der neuen Volkwerdung. Wie sehr



die Menschen von dem Familiengedanken im Sinne einer fortwirkenden Verpflichtung erfüllt werden können, erweist z. B. die Vereinigung der Nachkommen Martin Luthers, die das geistige Erbe des großen Erneuerers in ihrem Blute lebendig machen will

Die Sippenverbände können also an dem naturwüchsigen Aufbau des Volksganzen erheblich mitwirken. Freilich sind sie, abgesehen von den Adelsgeschlechtsverbänden, meist späte Neuschöpfungen. Daher kann ihnen vorerst im Staatsgedanken noch nicht die Aufgabe wiedergegeben werden, die Geschlechtsverbände etwa in alten arischen Völkerschaften gehabt haben.

Heben sich einzelne Geschlechter nicht nur durch ihren bloßen Zusammenhalt, sondern auch durch Leistung und Artung besonders heraus, so werden sie als ein neuer Adel auch zu allererst eine staatliche Bedeutung erlangen können, so wie es Hans F. K. Günther ausspricht.[1])

Ebenso ist es notwendig, daß derartige Sippenverbände ihren festen Rückhalt im Erbhof des Adelsbauern haben, so wie es Walter Darré in seinen Schriften ausführt und in seinem Amtsbereich als Reichsminister anstrebt.

Im alten Rom waren die Geschlechter der Staat schlechthin, die Sippenhäupter regierten, nur durch die Zugehörigkeit zu einem Geschlechtsverband zählte man zum Volk.

In der römischen Namengebung behauptete sich das Bewußtsein dieses einstigen Staatsaufbaus, auch als längst die antike Großstadtvermassung das Familienleben zersetzt hatte. Noch wichtiger sind für uns die Zeugnisse für den Geschlechterstaat auf unserem germanischen Heimatboden. In einem Falle ist es gelungen, in seltener Klarheit ein solches längst verdunkeltes Bild wieder deutlich zu machen. B. E. Siebs hat uns in seiner Arbeit: „Grundlagen und Aufbau der altfriesischen Verfassung"[2]) darüber wichtige Aufschlüsse gegeben. Er ist zu dem Ergebnis gekommen, „daß die Familie im altgermanischen Staatswesen eine weit wichtigere Rolle gespielt hat, als bisher angenommen wurde, daß wir in dem Geschlecht nicht nur ein staatsbildendes Moment zu sehen haben, sondern auch, daß es darüber hinaus organisch als Urzelle in den Staatsverband eingebaut gewesen ist". Als eine solche Urzelle entdeckt Siebs die auf einer Großhufe als Ackernahrung sitzende Großfamilie, die auf allen Lebensgebieten, also der Agrarverfassung,

1) In dem obenerwähnten Aufsatz „Zur Frage der Begründung eines Neuadels". S. 154.

2) In „Gierkes Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte." Heft 144. Breslau 1933.

der Verwaltung, der Gerichtsverfassung, des kirchlichen Lebens und der militärischen Ordnung die Grundlage der staatlichen Gliederung im alten Friesland bildete. Eine Großhufe stellt etwa eine Zehntschaft von Kriegern. Drei Großhufen bilden ein Dorf, zwölf ein Kirchspiel, das dann also 120 oder — germanisch ausgedrückt — ein Großhundert von Kriegern ins Feld schickt.

Siebs bemerkt in Beziehung auf die heutige Lage: „Mögen die Ziele der Familienverbände der Gegenwart auch nicht so weit gesteckt sein, daß sie öffentliche Rechte für sich jemals in Anspruch nehmen wollen, so dürfen sie doch stolz darauf sein, daß einst zu einer Zeit, von der uns zwar keine Chronik und kein Kirchenbuch mehr Namen berichtet, germanische Geschlechter wie sie die eigentlichen Träger des Staatslebens gewesen sind." Diese Erkenntnis ist durchaus dazu angetan, die heutige Sippenforschung zielbewußt vorwärtszutreiben. In einer besonders glücklichen Lage sind in dieser Beziehung die Familien, deren Name an sich schon durch seine Besonderheit die Zusammengehörigkeit der Sippengenossen im Volksganzen sicherstellt. Es gibt Tausende von Namen, deren Träger sich samt und sonders mit Sicherheit auf einen einzigen Ahnherrn oder nur wenige klar erkennbare Stämme zurückführen lassen.

In diese Richtung geht die Bemühung, durch Schaffung von Doppelnamen bisher farblose Familienbezeichnungen mit der Kraft zu begaben, die Familienbewußtsein schafft. Bei Namen wie Müller, Schulze, Meyer ist es geradezu notwenig, durch einen möglichst mit der Überlieferung verbundenen zusätzlichen Namen das Zusammengehörigkeitsbewußtsein der Blutsgemeinschaft zu wecken. In diesem Sinne wirken auch die amtlichen im Juli 1934 erlassenen Richtlinien für Anträge auf Namensänderung.

So sieht die Familienforschung als Höchstes und Letztes die Aufgabe vor sich, in jedem einzelnen Volksgenossen die Zugehörigkeit zu Familie und Geschlechtsverband bewußt zu machen und ihn dadurch tief und klar an das Volksganze zu binden.

Noch ist allerdings unendlich viel Kleinarbeit und Vorarbeit zu leisten, bis es gelingen wird, nach Breite und Tiefe die Erbstämme unseres Volkes zu erfassen, bis es so weit sein wird, daß mit Riehls Worten[1]) „jede Familie den aristokratischen Stolz haben wird, eine eigenartige Familie zu sein". Riehl gibt der Familie den Rat, „sie sollte drum alles sorgfältig sammeln und bewahren, was ihren besonderen Charakter dokumentiert". Erst in

1) a. a. O. S. 329.

unserer Zeit ist das befolgt worden, was Riehl um 1850 geraten hat. Heute machen sich Tausende begeisterter Forscher auf, um für ihre Familien diese Arbeit zu leisten. Bald wird auch denen Erfüllung werden, die bisher nur mit Manfred Sturmanns Worten von sich sagen konnten:

„Wir sind die Erben der schalen Vergessenheit,
Wund von der Sehnsucht nach Herkunft."

IV. Der Erlebnisweg des Sippenforschers.

Seit der nationalsozialistischen Revolution bildet den Ausgangspunkt der deutschen Sippenforschung meist die Ariergesetzgebung. Die äußere Notwendigkeit, die für den Beruf nötigen Nachweise zu führen, bringt erst für viele höchst überraschende Erkenntnisse über die Vorfahren. Man sieht vorher nie geahnte Zusammenhänge mit anderen Volks- und Berufsgruppen. Geliebte Landschaften enthüllen sich gar als Ahnenheimat. Die strengen Paragraphen des Gesetzes werden zu Volkserziehern. Das, was im ersten Augenblick eine unbequeme Pflicht schien, erweist sich bald als Quelle unvorhergesehener tiefgehender Erlebnisse. Der Weg, den das Berufsbeamtengesetz weist, führt gerade zur Kenntnis der Namen der Achtahnenreihe. Dabei ist man nicht stehengeblieben. Der Nachweis der Bauernfähigkeit und die Anforderung der Partei an die politischen Leiter weitet die Forschung zu den Ahnen bis zum Jahre 1800 aus, erreicht also die 16-Ahnen- und in vielen Fällen sogar die 32-Ahnenreihe. Damit ist zwar manche große Mühe verbunden, wir gelangen dafür aber zu verhältnismäßig sicheren Feststellungen über das Ahnenerbe und die arische Abkunft. Wird doch das ganze Jahrhundert des Liberalismus, der Großstadtentwurzelung übersprungen bis zu dem Zeitpunkte, da die alte Standesordnung die grenzenlose Vermischung noch aufhält.

Vor der Erhebung waren es immer nur einige besonders veranlagte Menschen, die den Weg zu den Ahnen bahnten. Meist war es ein bestimmtes auslösendes Erlebnis, das einem Funken gleich in der Seele zündete.[1]) Vielleicht, daß man zufällig auf vergilbte Papiere aus einer Erbschaft stieß oder einem entfernten Vetter mit einer überraschenden Ähnlichkeit begegnete. Nicht selten war es aber auch irgendeine Familienlegende, eine sonderbare Erzählung, ein seltsames Wappen, was den kritischen oder romantisch gestimmten Enkel zum Nachforschen einlud. Während es hierbei oft gelang, den wahren Kern des Erzählten bloßzulegen, erfuhr in anderen

1) Vgl. dazu die familienkundlichen Preisarbeiten im Archiv für Sippenforschung 1930, S. 6.

Fällen der Forscher eine herbe Enttäuschung. Manche schlichte Familie verehrte an einem Ehrenplatz ihrer Wohnung ein Wappenschild etwa mit der Unterschrift „Wappen derer Salzmann anno 1491". Manche Phantasie rankte sich um dieses Zeichen und die wenigen Worte. Man hielt das Wappen für altererbt, ohne zu wissen, daß irgendein Oheim vor 30 oder 50 Jahren sich von einer Schwindelunternehmung, die sich auf eine überhaupt nicht vorhandene sogenannte „Europäische Wappensammlung" berief, hatte hinters Licht führen lassen. Die geschäftstüchtigen Wappenschmiede hatten sich irgendwelche heraldischen Bücher zunutze gemacht, um zufällig Namensgleiche durch geschickte Anpreisungen zum Ankauf des „künstlerisch ausgeführten" Wappens zu bewegen. Die einen veranlaßte später die Enttäuschung, alle familienkundlichen Träume aus dem Kopf zu schlagen, andere blieben hartnäckig bei ihrem Idol und waren ebenfalls für eine wahrheitsgemäße Sippenforschung von nun an unzugänglich.

Den Anhaltspunkt für die Forschung bot oft auch ein besonders seltsamer und auffälliger Name. Immer wieder mußte der Träger deshalb neugierigen Mitmenschen Rede und Antwort stehen, so daß er sich schließlich mit der Geschichte von Namen und Familie beschäftigte. Am wenigsten wurde den Trägern der bekannten Sammelnamen Müller, Schulze usw. in früherer Zeit ein Anreiz zur Forschung gegeben. Hier stellten sich auch meist gleich den ersten Erkundungen große Schwierigkeiten in den Weg, da die Personenstandsakten schon die Feststellung der Personengleichheit unter Hunderten von gleichen Namen zu einer mühevollen Arbeit werden ließen.

Bei einer Familie ohne jede nennenswerte Überlieferung beginnt die Arbeit mit der persönlichen Erkundung. Dabei wird sich der Forscher erst wieder bewußt, mit welchem Kreis jetzt lebender Personen er Blutsgemeinschaft hat. Oft im wirren Auseinanderleben der Großstadt längst abgerissene Beziehungen werden neu geknüpft. Die alten viel um diese Dinge wissenden Familientanten, einst vielleicht um ihres biedermeierlichen Familiensinns überlegen belächelt, kommen nun wieder zu Ehren. Hierbei ist es wohl um Daten und Zusammenhänge zu tun. Das Wichtigste ist aber das rein Persönliche, das Wesenhafte, das wir erforschen wollen. Von den Menschen der vergangenen abgelebten Geschlechterfolgen erfahren wir jetzt Einzelzüge, Schrullen, Anekdoten, Lebensgewohnheiten, kennzeichnende Aussprüche, schwere Schicksale, unverhoffte Glücksfälle, kurz alles das, was das Leben bunt und vielgestaltig macht, Dinge, die kaum ein amtliches Aktenstück oder eine Personenstandsurkunde verraten wird. Deshalb ist auch diese Kunde so wertvoll und unersetzlich. Mit dem Menschen sinken diese hunderterlei kennzeichnenden Einzelheiten mit ins Grab, in die ewige Vergessenheit.

Der Forscher hat nun die Aufgabe, das Gehörte in Form zu bringen, aber nicht anders, als wie es etwa die Brüder Grimm aus dem Munde der hessischen Märchenfrauen gehört und wiedergegeben haben.

Bald wird den Forscher ein Gefühl des Schauers vor der Vergänglichkeit überkommen, und sorgfältig wird er auch den Wesenskern der ihn am nächsten angehenden Lebensschicksale festzuhalten versuchen. Mit Zartheit und doch mit Wahrheitsliebe wird er auch die besonderen Begebenheiten im Leben seiner Eltern, seiner ihm bekannten Großeltern in Worte fassen und den Enkeln bewahren.

Oft achtlos beiseite geschobene Alben mit längst vergilbten Photographien werden nun als besonders wichtig hervorgezogen, lassen sie doch Schlüsse zu für den Erbgang der rassischen Merkmale bei den jetzt lebenden Verwandten. Nicht selten macht der Forscher die trübe Erfahrung, daß zwar Bilder in großer Zahl zusammengetragen werden, daß es aber nicht mehr möglich ist, festzustellen, wer die abgebildete Person ist. Hier erweist es sich als notwendig, unverzüglich die ältesten Familienangehörigen zu befragen, die noch das Bild der Familie vor einem halben Jahrhundert in der Erinnerung vor sich sehen.

Hie und da findet sich vielleicht noch eine kostbare Daguerrotypie aus der Zeit von 1840 bis 1850. Für die vorangehende Zeit sind dann noch die Schattenrisse willkommen, die die rassenkundlich aufschlußreiche Profillinie festhalten. Als ein besonderes Zeichen gepflegten Familiensinnes galt von jeher die Erhaltung älterer Ahnenbilder. Die berühmte Ahnengalerie gehört ja als wirkungsvolle Szenerie in jeden feudalen Roman. Gewiß kann man auch nach den erhaltenen Familiengemälden die Überlieferungstreue eines Geschlechts einschätzen. In geschichtslosen Familien sind kaum die Großeltern im Bilde festgehalten worden.

Der Forscher wird von vornherein alles das, was von Künstlerhand geschaffen ist, mit Vorsicht bewerten. Wissen wir doch seit Schultze-Naumburgs Ausführungen über Rasse und Kunst, wie sehr der Maler sein eigenes rassisches Wesen in das Bildnis hineinmalt. Man vergleiche nur die Reihe der erhaltenen Goethebilder, der eine gibt dem dinarischen, der andere dem nordischen Erbe den entscheidenden Ausdruck. Oft scheint es, als handle es sich um ganz verschiedene Menschen, und doch wissen wir von diesem und jenem Maler wohl, daß er Goethe persönlich gesehen hat und daß er ein bedeutender Künstler gewesen ist.[1])

Mit scharfem Blick erspäht der Forscher unter den Einrichtungsgegen-

1) Vgl. dazu das Buch von Hans Wahl, Goethe im Bildnis. Inselverlag.

ständen des Verwandtenkreises irgendein äußerlich ganz unscheinbares Stück, vielleicht ein kleines Kästchen, dem eine besondere familienkundliche Bedeutung zukommt. Der Urgroßvater mag darin sein Geld oder seine Briefe aufbewahrt haben. Mögen die neuen Möbel noch so kostbar sein, keins von ihnen verkörpert Überlieferungswert.

Ist nun alles das, was im Familienbesitze aufzutreiben ist, gesammelt und festgestellt, so beginnt die Inanspruchnahme auswärtiger Hilfsmittel, um zu einem zuverlässigen Gerüst für die weitere Forschungsarbeit zu kommen. Sehr bald überfällt uns eine Ahnung von der Grenzenlosigkeit der Versippung, von einem Wachsen der verwandtschaftlichen Beziehungen ins Uferlose. Gemeinhin beschränkt sich dann zunächst der Forscher auf den Stamm seines Vaters, gebannt vom Zauber des Namens, der ihn vor allen andern Blutszusammenhängen mit der Vaterlinie seiner Ahnentafel verbindet. Der ehelich Geborene gehört eben nach unseren Vorstellungen nicht zur Familie seiner Mutter oder zu einer der Familien seiner Großmütter, sondern ist eindeutig bestimmt eben durch den „Familiennamen". So ist auch die Mutter mit der Eheschließung aus ihrer Familie ausgeschieden und in die Familie des Vaters, deren Namen sie nun trägt, eingetreten. Dieser Weg von Zeugung zu Zeugung macht uns bewußt, daß die abendländische Familiennamengebung fast überall der vaterrechtlichen Auffassung Rechnung trägt. Eine Ausnahme finden wir vielfach in Westfalen, wo der Name des Hofbesitzers auch über Tochterstämme weitervererbt wird. Mit dem unsern Namen tragenden Vorfahren der Vaterlinie etwa in der 1024-Ahnenreihe sind wir in unserer Vorstellung enger verbunden als mit den 1023 andern uns biologisch in dem gleichen Grade oder durch Inzucht öfter Verwandten.

So ist als das nächste Ziel die Aufstellung der Stammtafel oder, wie es früher bildkräftiger hieß, die des Stammbaums gegeben. Die wissenschaftliche Genealogie gebraucht heute das Wort Stammbaum ungern, da sie an die unübersichtlichen, gedrängten und ungenauen großblättrigen Eichbäume früherer Zeit denkt und ihnen die streng schematische Stammtafelform, die sich von oben nach unten also etwa traubenförmig entwickelt, vorzieht. Und doch wissen wir, daß die Vorstellung des Baumes viel volksmäßiger und bildkräftiger ist als die nüchterne Tafel mit Namen und Daten. Der Baum erweist das Geschlecht als etwas natürlich Gewachsenes und aus einer Wurzel her miteinander Verbundenes. So können wir uns die Völker als Bäume denken, deren tausendfältiges Geäst und Gezweige wiederum die Geschlechter und Einzelfamilien bilden. Unter diesem Bilde der Weltesche sahen ja unsere nordischen Vorfahren die ganze natürlich gewachsene Welt.

Der Forscher sucht nun einen Überblick über Art und Ausbreitung seines väterlichen Stammes zu gewinnen und benutzt die vorhandenen Personenstandsaufzeichnungen. Der Bereich der Standesämter ist mit dem Jahre 1874 für die meisten Teile des Reichs bald überschritten. Der beamtenmäßigen Sorgfalt und Genauigkeit dieser Urkunden erfreuen wir uns in den Gebieten des einstigen napoleonischen Machtbereichs, also in den Rheinlanden, bis in die Jahre um Jena und Auerstädt.

Im übrigen sind aber nun die Grundlagen der Forschung die Kirchenbücher. Sie erschließen als treue Zeugen den größten Teil der Neuzeit und vermögen unser geschichtliches Familienbewußtsein um Jahrhunderte zu erweitern. Im ganzen genommen ist die Kirchenbuchführung ein merkwürdiger Vorgang, sicher nicht zu lösen von jener allgemeinen Wandlung des abendländischen Wesens, die wir als die Wendung vom Mittelalter zur Neuzeit zu bezeichnen versuchen. Im Laufe des 16. Jh. gelangen wir in fast allen Teilen des Abendlandes zur Einrichtung von Kirchenbüchern, zuerst im protestantischen Bereich, aber sehr bald auch — ausdrücklich festgelegt auf dem Trienter Konzil — bei den Katholiken. Vorher war einfach nicht das Bedürfnis vorhanden, die Haupttatsachen des Personenstandes an einer bestimmten Stelle schriftlich festzulegen. Die Welt muß unübersichtlicher, verwickelter geworden sein, als auch hier das für die abendländische Neuzeit immer kennzeichnender werdende Bedürfnis nach Organisation eigene Formen schuf. Aus vorreformatorischer Zeit haben wir nur handschriftliche pergamentene Kalenderbücher, in denen die Geistlichen die für bestimmte Tage fälligen Totenmessen verzeichnet haben. Es sind sozusagen geistliche Terminkalender. Ähnlich sind auch in ihrem Ursprunge die Kirchenbücher zu verstehen. Es sind die Dienstbücher der Geistlichen. Nicht kam es darauf an, die Daten, die das rechtliche Dasein eines Menschen begründen und abschließen, also Geburt und Tod, in juristisch einwandfreier Form zu beurkunden, sondern es galt alle Amtshandlungen in der Kirchengemeinde aufzuzeichnen. So haben wir nicht Geburts-, sondern Taufbücher, und nicht der Tod war ursprünglich der Anlaß der Eintragung, sondern die Versehung mit den Sterbesakramenten und das kirchliche Begräbnis. Die Ehe — bei den Katholiken ein Sakrament — wurde in der christlichen Welt nur vor dem Altar geschlossen. Die Ziviltrauung war in der vorliberalistischen Zeit undenkbar. Das alles lehrt uns, wie sich das Sinnen und Trachten jener vergangenen Geschlechterfolgen um die Kirche wob, wie sie umsponnen wurde von einem Netz allerinnigster Lebensbeziehungen. So wird dem Forscher das Dorfkirchlein selbst eine Stätte der Verehrung sein, vor allem, wenn es noch dasselbe Gebäude ist wie einst zur

Ahnenzeit, wenn er sich bewußt wird, wie oft und bei welchen Anlässen die Vorfahren über die Kirchenschwelle getreten sind. Dasselbe Gefühl gilt auch den Kirchenbüchern, sind es doch dieselben Blätter, die damals noch unbeschrieben auf dem Tisch des Pfarrherrn lagen, als seine Ahnen zur Türe hereintraten, um den Pastor zur Taufe zu bitten. Diese Zeilen werden dann die unmittelbarsten noch heute lebendigen Zeugen wichtiger Vorgänge im Ahnenleben.

Der mit lebendiger Vorstellungskraft ausgestattete Forscher vermag nun aus den kärglichen Aufzeichnungen, oft den einzigen Wegzeichen der Ahnen, die Bilder jener längst verronnenen religiösen und damit auch volksmäßigen Feste und Feierstunden im Mittelpunkt des dörflichen oder kleinstädtischen Lebens wieder hervorzuzaubern. Beginnen wir mit der Taufeintragung. Sie gibt uns Anlaß zu einer Fülle volkskundlicher Erkenntnisse. Überall im deutschen Land finden wir andere Sitten, ebenso wandelt die Zeit die Gebräuche. All dies ist wert, nach dem Muster des Atlasses für Volkskunde einmal gründlich aufgezeichnet zu werden. Es seien nur einige Beispiele herausgegriffen.

Wie sehr setzt uns eine Taufeintragung etwa eines Berliner Kirchenbuches im 18. Jh. in Erstaunen. Sie nimmt oft den Raum einer halben Seite ein, weil 10 bis 20 Patennamen mitverzeichnet sind. Mit einem Male sehen wir die ganze Taufgesellschaft frohgemut in enger Stube zusammensitzen. Der große Kreis der Verwandtschaft und näheren und entfernteren Bekanntschaft erscheint vor uns. Wir lernen die gesellschaftliche Schicht kennen, in der sich die Vorfahren bewegten, aus der Tatsache, wen sie alles zu Gevattern bitten konnten. Freilich darf uns bei der schlichten Handwerkerfamilie der vornehme Name etwa eines Oberstleutnants oder einer Gräfin nicht über die Zusammenhänge täuschen. Irgendeine entfernt bekannte „gnädige Herrschaft“ wurde mit Vorliebe herzugebeten und ließ sich auch herab, den erwünschten silbernen Tauftaler zu überreichen und für einige wohlabgewogene Augenblicke im Bürgerhause zu verweilen. In andern Gebieten haben wir vielleicht um dieselbe Zeit nur einen einzigen Paten, dessen Name dann dem Kind unbedingt gegeben werden muß. In älterer Zeit führte das dazu, daß dem Namen des Vaters lediglich die Bezeichnung des Geschlechts des Kindes und der Patenname folgten, weil es ja in dieser Gegend (z. B. Würzburg) selbstverständlich war, daß das Kind den Vornamen des Paten erhielt. Woanders (z. B. in Österreich) wiederum taucht bei sämtlichen Kindern eines Ehepaares immer ein und dieselbe Person als Pate auf. Dieser Dauerpate hat dann naturgemäß keinen Zusammenhang mit der Namengebung. Der Vorname bestimmt sich dann entweder

nach religiösen Gesichtspunkten, indem Tages- oder Ortsheilige oder Heilige mit besonderem Bezug auf Beruf und Schicksal der Familie den Namen verleihen, oder nach blutmäßigen Gesichtspunkten, indem die Namen der Eltern oder besser der Großeltern oft in bestimmter Reihenfolge gegeben werden.

Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, rein klanglich gefallende Modenamen ohne innere Verknüpfung dem Kinde anzuhängen.

Die Beschäftigung mit Art und Entwicklung der Vornamengebung ist eine Quelle grundlegender Erkenntnisse über die weltanschaulichen Wandlungen in der Geschichte unseres Volkes.

Auf die Bedeutung dieser Vorgänge wies als erster Wilhelm Heinrich Riehl bereits 1854 in seinem Werk „Die Familie" hin.

Er gibt einen Überblick über die Kulturgeschichte unserer Taufnamen und kennzeichnet mit treffenden Worten seine eigenen Zeitgenossen: „Man greift nach den Namen aller Zeiten und Nationen und läßt die Wahl dabei lediglich durch Zufälligkeiten und persönliche Liebhaberei entscheiden. Der Name charakterisiert die Persönlichkeit, die Familie, den Stand, den Beruf nicht mehr. Er sinkt zu einem rein äußerlichen Abzeichen zurück, und wenn ein ehrsamer Schneider seine Kinder Athelstan, Jean-Noé und Oskar oder Natalie, Zaïre, Olga und Iphigenie taufen läßt, so ist das im Grunde nicht mehr wert, als wenn er sie einfach numerierte, denn jene Namen sind hier eben so unlebendig wie die tote Nummer."

Riehl weist auf die gute, alte Sitte der Vornamengebung hin, die allein noch dort herrscht, wo der Geist des Liberalismus noch nicht den Familiensinn zerstört hat: „Je familienhafter die Völker und Stände sind, um so skrupulöser sind sie mit dem Namen. Beim hohen Adel und den echten Bauern sucht die Familie selbst ihren kleinen Kreis herkömmlicher Vornamen erblich beizubehalten, und wenn alle Prinzen eines Hauses Friedrich Wilhelm und alle Jungen einer Bauernsippschaft Hans und Peter heißen, so liegt beiden das gleiche Motiv konzentrierten Familienbewußtseins zugrunde. Die Gevatterleute zählen dem Bauern zwar an sich schon zu den Verwandten; er nimmt sie aber auch am liebsten aus seiner wirklichen Verwandtschaft. Schon dieser äußere Grund wirkt dann mit, daß die Familie auch in den Namen auf einen bestimmten Kreis beschlossen bleibt; denn die moderne Unsitte, den Kindern andere Namen als die der Gevattersleute beizulegen, kennt der echte Bauer nicht.

Im gebildeten Mittelstand herrscht die vollendetste Willkür bei der Wahl des Vornamens; es kommt hier nur die persönliche Liebhaberei, nicht die Familie in Betracht. „Es ist eins, wie die Kuh heißt, wenn sie nur gute Milch

gibt." Sehr charakteristisch ist der hier um sich greifende Brauch, den Kindern nachgehends einen Phantasie-Vornamen statt ihres echten Taufnamens beizulegen. Während bei ausgeprägtem Familiensinn ein Vorname für ganze Generationen, durch ganze Jahrhunderte gelten wird, hallt er hier nicht einmal für den einzelnen durchs ganze Leben wider. Wer etwa als kleiner Bube Christoph hieß, den tauft man, wenn er in die Flegeljahre kommt und zu nobel wird für den Christoph, in einen Alexander um usw."

Für den Forschungsweg von entscheidender Bedeutung bleibt die Art der Kirchenbuchführung in bezug auf die Nennung der Eltern. Bis ins 18. Jh. hinein findet der Suchende in den meisten Teilen Deutschlands nur den Namen des Vaters verzeichnet. Wieviel sicherer geht die Forschung, wenn sich regelmäßig nicht nur der Vorname, sondern auch der Mädchenname der Mutter in der Eintragung findet. In einigen Gegenden herrschen in dieser Beziehung durch Jahrhunderte bestimmte Sitten, in anderen entscheiden lediglich Auffassung, Sorgfalt und Arbeitslust des jeweiligen Pfarrherrn. Eine weitere Gruppe von Pfarrbüchern, die aber nicht überall gleichmäßig erhalten ist, sind die Aufzeichnungen über die Gefirmten und die Konfirmierten. Wir lernen die katholische Einrichtung der Firmpaten kennen, die uns Hinweise auf den Familienkreis im zweiten Lebensjahrzehnt des jungen Menschen gibt. Vielleicht in Fristen von sechs oder sieben Jahren macht der Bischof die Runde durch die Pfarrdörfer seines Sprengels, um dann die halbwüchsige Jugend des Dorfes gemeinsam zu betreuen. Oft sind diese „Matricula confirmatorum" wichtige Ergänzungen der übrigen Kirchenbücher, vor allem, wenn sie gleichzeitig mit den Taufbüchern einsetzen, uns somit die Kenntnis der im letzten Jahrzehnt Geborenen, soweit sie noch am Leben sind, ermöglichen.

Die ergiebigste Quelle des Familienforschers ist das Traubuch. Von der Art seiner Führung hängt oft der ganze Fortgang einer Forschung ab. Wie selten finden wir im 18. Jh. Trauungseintragungen etwa von der Art der Innsbrucker Kirchenbücher, in denen von beiden Brautleuten nicht nur Geburt und Herkunft, sondern auch die vollständigen Namen der beiden Elternpaare verzeichnet werden. Um dieselbe Zeit finden wir in Recklinghausen oft nichts anderes als die Namen der beiden Brautleute ohne jede Angabe von Beruf und Herkunft. Unter solchen Umständen ist natürlich die Forschung zu einem großen Rätselraten geworden, da die Personengleichheit der Brautleute mit gleichnamigen, einige Jahrzehnte vorher im selben Ort Geborenen zunächst nur vermutet werden kann. Hier werden an den Spürsinn des Forschers die höchsten Anforderungen gestellt. Oft helfen nur die Vergleiche von Taufpaten und Trauzeugen ein Stück weiter.

Meist sind die Traueintragungen etwas redseliger und ausführlicher als die sonstigen kirchlichen Zeugnisse. Wir erhalten hier ein deutliches Bild von den ständischen Verhältnissen. Genau abgestuft sind die Beifügungen: ehrsam, wohlgeboren, wohledel, hochgeboren u. a. Oft haben wir sorgliche Unterscheidungen zwischen „Herr" oder „Herr, Herr" und „Meister". Mit Bedacht ist der Braut, der „Kränzelbraut", die Bezeichnung „tugendsam" (pudica) zuerkannt worden. Der Forscher wird sich erst ganz allgemein mit dem Brauch einer bestimmten Kirchenbuchführung vertraut machen, um aus dem Fehlen einer sonst regelmäßig gebrauchten Bezeichnung seine Schlüsse zu ziehen. Wenn der Bräutigam Witwer ist, wird meist auf die Angabe seines Vaters verzichtet, ebenso findet sich bei einer Witwe, die wieder heiratet, nur die Bezeichnung des verstorbenen Ehemannes. Vielfach werden wir überall da, wo rein rechtlich die Eltern nicht befragt zu werden brauchen, auch ihre Namen nicht aufgezeichnet finden. Am ehesten können wir also immer bei der jugendlichen Braut auf Elternangaben rechnen. In vielen Gegenden werden regelmäßig die vorgeschriebenen Proklamationen vor der Eheschließung sorgfältig mit aufgezeichnet. Der Pfarrer gibt ausdrücklich bekannt, daß er alle notwendigen kirchenrechtlichen Sicherungen getroffen hat. Aus diesem Grunde findet sich auch bei Ortsfremden und nicht aus dem Orte Gebürtigen der Herkunftsort, weil er zwecks Rückfragen von der Pfarrstelle ermittelt werden mußte.

Die Todes- oder Begräbniseintragungen sind meist die kürzesten. Oft enthalten sie nicht einmal die Altersangabe oder sie geben irgendeine ganz ungenaue, nach oben oder unten auf das Jahrzehnt abgerundete Zahl an, die sich bei näherer Prüfung als ganz unzuverlässig erweist. Eine alte Frau wird als ungefähr achtzig oder neunzig oder hundertjährig bezeichnet, je nachdem einen wie alten Eindruck sie auf ihre Mitmenschen gemacht hatte. Man hatte ja damals keinen Taufschein in Händen, andererseits hielt man die Mühe für überflüssig, erst lange in Registern nachzuschlagen. Oft mögen die Menschen selbst ihr Lebensalter nur ungenau gewußt haben, wie es ja auch heute bei weniger „zivilisierten" Völkern der Fall ist. Dazu kommt auch, daß in katholischen Gegenden der Geburtstag nicht besonders gefeiert wurde. Der Namenstag lenkt aber die Aufmerksamkeit weniger auf die Tatsache des Lebensalters als die auf rein religiöse Verbindung mit dem Namensheiligen.

Zuweilen ist eine Sterbeeintragung recht ausführlich, z. B. wenn sie wie im Kirchenbuch von Untergriesheim bei Heilbronn die näheren Umstände des Todes schildert. Wir finden für den 7. VI. 1743 verzeichnet:

Morte subitanea Maria barbara Gözin vidua in Untergriesheim aetatis

suae circiter 64 vel 65 annorum; haec vidua voluit invisere sororem infirmam habitantem in Jagstfeld et in itinere praesente muliere mendicante ab apoplexia vel catharro suffocativo tacta statim obiit. R. i. P. (Eines plötzlichen Todes starb die Witwe Maria Barbara Göz in Untergriesheim im Alter von ungefähr 64 oder 65 Jahren. Diese Witwe wollte ihre kranke Schwester in Jagstfeld besuchen und starb auf dem Wege in Gegenwart eines Bettelweibes an einem Schlaganfall oder an Stickfluß.)

Wir erfahren also eine Reihe von Einzelheiten, die vor uns ein deutliches Bild jenes Vorganges erstehen lassen. Jedes Wort ist von dem gewissenhaften Pfarrherrn sorgfältig abgewogen.

In der kirchlichen Eintragung wurde meist großer Wert darauf gelegt, auf die Versorgung mit dem geistlichen Zuspruch und der heiligen Ölung hinzuweisen. Bei größeren Städten findet sich meist der besondere Hinweis auf den Begräbnisplatz. Vielleicht steht der ehrwürdige Grabstein noch an derselben Stelle.

Sehr wichtig ist jede Eintragung, die die genaue Todesursache enthält. Es ist uns dann nämlich möglich, erbbiologische Forschungen in ganz bestimmten Fällen durch Jahrhunderte zu führen. Beispielsweise gestatten uns die folgenden beiden zusätzlichen Bemerkungen des Pfarrers von Untergriesheim bei Heilbronn schon wichtige Schlüsse von den beiden verstorbenen Geschwistern auf die erbbiologische Lage der Familie:

Am 23. III. 1747 heißt es beim Tode eines zehnjährigen Mädchens: haec proles ab infantia fuit semper infirma et consequenter incapax instructionis. (Dieses Kind war von früher Kindheit an immer krank und demzufolge nicht zugänglich für Unterweisung.)

Am 26. I. 1740 starb ein achtjähriger Bruder dieses Mädchens, dabei heißt es: hic filius fuit surdus et mutuus ex morbo caduco consequenter pro simplici habendus. (Dieser Sohn war taubstumm infolge der Fallsucht, dementsprechend für einen Schwachsinnigen zu halten.)

Auf diesem Gebiete besitzen wir noch eine bedeutende, bis heute für die Erbbiologie noch nicht ausgewertete Quelle in den vielen hundert starken Bänden der Wiener Totenprotokolle, der von der Stadt Wien geführten Leichenbeschaubücher, die seit dem 17. Jh. Millionen von Todeseintragungen beschauter Personen mit Angabe der Todesursache enthalten.

Der Überblick über das Quellengebiet der Kirchenbücher zeigte, welche Möglichkeiten sich hier dem Forscher zunächst auftun. Daraus wurde schon klar, daß über die nüchternen Namen und Daten hinaus dem richtig Lesenden tiefere Erkenntnisse zuteil werden. Das Wichtigste ist aber nun die Auswertung der erhaltenen Lebensdaten. Erst wenn wir die für eine

Familie gewonnenen Daten mit den Aufzeichnungen über die anderen ortsansässigen Familien vergleichen, kommen wir zu wesentlichen Feststellungen. Da ergibt sich Näheres über die durchschnittlichen Heiratsalter der Männer und der Frauen eines Dorfes, über die Üblichkeit von Verwandtenheiraten, über die Zahl und Sterblichkeit der Kinder. Wirtschaftliche Verhältnisse werden offenbar, wenn wir etwa die raschen Wiederverehelichungen verwitweter Handwerksmeister und -meisterinnen beobachten, so daß wir oft Kettenehen durch ein halbes Jahrhundert beobachten können, die verschiedenste Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb der großen Reihe der Stiefgeschwister aufweisen. Untersuchungen über erreichte Lebensalter können mit der nötigen Vorsicht gegenüber den Angaben der Kirchenbücher angestellt werden. Die Stellung der hervorragenden Kinder innerhalb der Gesamtzahl der Geschwister wird aufmerksam verfolgt werden. Hier wird das Alter von Vater und Mutter bei Geburt des Kindes vergleichsweise beachtet werden.[1]) Für die sittlichen Verhältnisse aufschlußreich ist die Zahl der unehelichen Kinder einer Gemeinde und der Zeitabstand zwischen der Hochzeit eines Ehepaars und der Geburt des ersten Kindes. Bemerkenswert ist, daß bereits das „Historische Portefeuille“ für 1786, Band 1 ein Verzeichnis der im Kirchspiel Hilchenbach im Fürstentum Siegen von 1740 bis 1770 geborenen Kinder gibt, in dem der Hundertsatz der Unehelichen festgestellt wird.

Häufung von Todesfällen verrät uns seuchenartige Krankheiten, erfüllt unsere Vorstellung mit Bildern größten Elends, das einst unsre Vorfahren an den Rand des Abgrunds gebracht hatte.

Die besondere Kunst des Fachmannes setzt aber erst da ein, wo die Kirchenbücher aufhören. Der Forscher spürt in oft weit verstreuten Archiven den gesamten Stoff an Urkunden, Akten, Listen und Aufzeichnungen auf, der über einen Ort, einen Stand, eine Familiengruppe besteht. Er weiß, wie unendlich viel in alten Bürgerbüchern, Grundbüchern, Steuerlisten, Gerichtsakten schlummert, und muß seine ganze Findigkeit, seine Arbeitslust und Zeit einsetzen, um der Vergangenheit weitere, oft ganz versteckte Hinweise zu entreißen. Je früher wir nun zurückgelangen, um so größer muß das wissenschaftliche Rüstzeug sein. Die Schrift allein bietet oft schier unüberbrückbare Schwierigkeiten. Wir lernen die Eigentümlichkeiten von Hunderten von Schreibschulen, den Stilwandel im Laufe der Jahrhunderte in jeder einzelnen Entwicklungsstufe kennen. So verrät uns die Schriftform Wesentliches

---

1) Vgl. dazu Paul Popenoe, „Einige biologische Betrachtungen über Frühehe“. Archiv für Sippenforschung 1928, 5.

vom Geist der Zeit, und wenn es sich gar um eigene Handschriften der Vorfahren handelt, Wesentliches von den Ahnen selbst.

Hohe Anforderungen werden auch bei Quellen weiter zurückliegender Zeit an das sprachliche Können des Forschers gestellt. Nicht nur, daß er das Lateinische jener Tage sicher beherrschen muß, nicht geringere Schwierigkeiten bietet die deutsche Sprache, deren Ausdrucksformen und Wortbedeutungen sich im Laufe der Jahrhunderte erheblich gewandelt haben.

Wir haben heute im wissenschaftlichen genealogischen Schrifttum bereits bedeutende Leistungen in der Ausnutzung sämtlicher noch erreichbaren schriftlichen Quellen. Vorbildlich ist etwa die Goetheahnenforschung des Pfarrers Georg Lenckner[1]), der Schritt für Schritt aus alten Stadtrechnungen in Verbindung mit den verschiedensten andern gedruckten und handschriftlichen Hinweisen eine farbige, ja geradezu spannende Ahnengeschichte aufbaut.

Zu den schwierigsten Aufgaben des Forschers gehört es heute nach Erreichung einer bestimmten Forschungsstufe, den gesamten bereits gedruckten Stoff über sein Gebiet zu erfassen. Hierbei ermißt er bald das lawinenartige Anschwellen der familienkundlichen Veröffentlichungen in den letzten Jahrzehnten. Tausende von Familiengeschichten sind erschienen, die jede wieder viele Hunderte von Familiennamen bringen. Unermeßlich ist bereits die Fülle gedruckter Quellen, seien es nun Bürgerbücher, Universitätsmatrikel, Urkundensammlungen, Standeslexika oder Verzeichnisse über Bildnissammlungen. Im Mittelpunkt stehen hier die Meisterleistungen deutschen Organisationstalents: die gothaischen genealogischen Handbücher für den Adel und das deutsche Geschlechterbuch für die bürgerlichen Familien. Das deutsche Geschlechterbuch mit seinen 80 Bänden, der „Gotha" mit seiner jahrhundertealten Überlieferung sind ein Denkmal deutschen Familiengefühls.

Daneben behaupten auch die Stammtafelsammlungen und die Ahnentafeln berühmter Deutscher, die die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig herausgibt, ihren Platz.

Diese ganze, täglich wachsende Bücherei der deutschen Sippenforschung wird festgehalten in den vielen Bänden der familiengeschichtlichen Bibliographie, die ebenfalls ein Werk der Leipziger Zentralstelle ist.

Die Benutzung all dieser vielfältigen Wege führt schließlich zum Werk: zur familiengeschichtlichen Darstellung. Nicht jedem ist es gegeben,

---

1) „Neues über Goethes Ahnen in und um Crailsheim." Archiv für Sippenforschung 1933, 2.

aus der umfangreichen Stoffsammlung, aus der Fülle von Einzelheiten zur Zusammenschau, zur Gestaltung zu kommen. Und doch ist es das unverrückbare Ziel jeder Forschung. Versagen die Kräfte des Forschers, kommt er vor ewigem Weitersuchen nie zu einem Ruhepunkt, so kann die Forderung des Werks zu einem beunruhigenden Gespenst werden. Eine vorbildliche Leistung wird nur der schaffen, der das Einfühlungsvermögen des Künstlers, der den Blick auf das Ganze besitzt. Dann wird ihm gerade immer wieder das Bild des Baumes, der naturgewachsenen Einheit der Blutsgemeinschaft vor Augen stehen. Dieses Ganze des Geschlechts zu bannen, bleibt seine Aufgabe. Jede aus mühsamen Einzelheiten zusammengeklaubte Lebensbeschreibung soll zu einem wirklichkeitsnahen Menschenbild werden. Die großen Linien, die durch die Jahrhunderte Ahn und Enkel verbinden, sollen sicher erkannt und klar geführt werden. Und dann kommt noch eines, was nur wenige dieser Forscher besitzen: Die Fähigkeit, das Einzelgeschlecht in den großen Zusammenhängen seines Bodens, seiner Zeit, seines Volkes zu sehen. Dazu gehört nämlich nicht nur geschichtliche Kenntnis, sondern auch angeborener geschichtlicher Sinn. So soll die abschließende Familiengeschichtsdarstellung ein großer Zusammenklang wissenschaftlicher und künstlerischer Leistung sein, darüber hinaus soll sie in die Gegenwart wirken und die jetzt Lebenden in ihre Lebensverpflichtung einweisen.

Die Stammtafelforschung führt leicht dazu, daß man durch Einbeziehung sämtlicher Tochterstämme zur Nachfahrentafel vordringt, die von einem besonders geeigneten Ahnenpaar ihren Ausgang nimmt.

Eine solche vollständige Erfassung aller von einem Menschenpaar ausgehenden Blutlinien greift weiter über alle bewußten Familienzusammenhänge hinweg. Sie dient weniger der Festigung des Familienbewußtseins als der erbbiologischen Wissenschaft. Hier ist sie die einzig verwertbare von der Vergangenheit zur Gegenwart führende Darstellungsform, denn der Erbstrom des Blutes macht ja keineswegs bei den Tochterkindern Halt. Im Gegenteil sind oft genug die Töchter Übermittler guter und schlechter Eigenschaften. Man denke etwa an den geschlechtsgebundenen Erbgang bei der Bluterkrankheit und bei der Rotgrünblindheit, die beide gerade über die Töchter weitergepflanzt werden. Die bekannteste Nachfahrentafel ist die der Familie Kallikak, die der Amerikaner Goddard herausgegeben hat. Gerade hier erwies die Erfassung sämtlicher Nachkommen desselben Farmers sowohl von der gesunden Frau als auch von der schwachsinnigen Dirne die für die menschliche Vererbungsforschung grundlegende Tatsache, daß das einmal aufgenommene minderwertige Erbgut für alle künftigen Geschlechterfolgen sich verhängnisvoll auswirken kann. Gegenüber diesen Formen stellt die

Ahnentafel ein ganz andersartiges Gebilde dar. Sie geht von der Einzelperson aus und verbindet in ihren regelmäßig sich verdoppelnden Reihen die verschiedensten Stammlinien. Der Wert der Ahnentafel beruht auf der Erkenntnis von Werden und Aufbau der Einzelpersönlichkeit. Davon wird an anderer Stelle ausführlicher zu sprechen sein.

Bisher war von der rückschauenden Forschung die Rede, die der Vergangenheit oft mühsam genug ihre Geheimnisse zu entreißen sucht. Künftig wird nicht minder bedeutend die vorwärtsblickende Forschung sein, die sich eng mit der rückschauenden verbindet. Der gewissenhafte Forscher, der alle Winkel der Vorzeit aufgespürt hat, wird sich trotz aller erreichten Ergebnisse immer wieder ehrlich sagen müssen, wie wenig wirklich einwandfreies und erschöpfendes Wissen über die längst versunkenen Geschlechterfolgen er mitbringt. Ein Blick auf einen ausführlichen erbbiologischen Fragebogen lehrt zur Genüge, daß von vielleicht 30 Fragen kaum 5 befriedigend zu beantworten sind. Und doch kommt es gerade auf diese Seite unserer Sippenforschung mehr denn je an, soll sie ihre Rolle als wegweisende Wissenschaft der deutschen Zukunft wirklich übernehmen können. Was vergangen ist, läßt sich nicht wieder zurückholen. Aber bei uns selbst können wir anfangen. Vielleicht erfassen wir das Persönlichkeitsbild unserer Großeltern noch aus eigener Anschauung. Vielleicht erleben wir auch noch das Aufwachsen unserer Enkel. Schon umspannen wir fünf Geschlechterfolgen. Nach wenigen Jahrzehnten werden wir also bereits die ersten ganz in die Breite gehenden Stammfolgen auf erbbiologischer Grundlage zur Verfügung haben. Zur Ernte wird es aber erst nach Jahrhunderten kommen, wenn man mit erbbiologischem Blick Tausende von Menschen in ihrem Blutszusammenhang und ihrem Erbgut umspannt.

V. Die Familienkunde als Weistum von Blut und Boden.

„Und die Scholle blüht euch entgegen, sie fügt sich
willig eurer wissenden Faust:
ihr macht den Sommer so reich, daß er ersteht
zu Mittag im brodelnden Golde des Kornes.
Ihr macht die Herbste so schwer, und es fällt
ladend die Frucht euch zu, und der Segen
der Hände krönt euren Dienst.

Sohn und Sohnessohn runden den Kreis.
Euer Blut entspringt der Erde, es hat
die Treue der Scholle, den Ruch der Wälder,
die Ewigkeit im Wandel des Jahrs. —

Wir aber sind wie das flüchtige Tier auf Erden.
Wissen wir, woher wir kamen, wer uns gezeugt?
Wir sind nur Gast in der Landschaft, der wir uns nahn.
Nirgend blüht uns die Stätte des Ursprungs,
was unser Eigen wir nennen, ist nur entliehn."

So heißt es in dem ergreifenden Gedicht Manfred Sturmanns „Die Erben".[1])

Der entscheidende Anstoß der familienkundlichen Bewegung ging von den Großstädten aus. Was manchen Forscher im Innersten vorantrieb, war Heimatliebe, war die Sehnsucht nach einer seelischen Verwurzelung im Boden. Wenn er des Sonntags über Land schritt und die Bauern Hof bei Hofe im Feiertagsfrieden verweilen sah, dann wurde in ihm das Blut lebendig, und er mochte nicht eher ruhen und rasten, bis er das Stück Land unter seinen Füßen hatte, dem einst der Schweiß seiner Ahnen gegolten hatte. Die Stammtafel wird erst dann ein abgeschlossenes Werk, wenn sie als Stammbaum fest und sicher im Urboden des Geschlechtes wurzelt. Ebenso ist es das Ziel der Ahnentafelforschung, möglichst für alle Ahnenlinien bis zu der Reihe zu gelangen, in der die Bodenständigkeit sichtbar wird.

Das Wesen der Familie ist mit dem Boden auf das engste verknüpft. In den unvordenklichen Zeiten des Beginnes unserer Kultur war es der Boden, der erst recht eigentlich die Familie in unserm Sinne schuf. Das wird deutlich an dem Worte uodal, das Erbgut und Adel bezeichnet. Der schweifende Jäger der Urzeit lebte unstät in der großen Horde, getrieben von den Schreckgespenstern grauser Naturgewalten, die immer wieder Macht zu gewinnen drohten. Der nordische Ackerbauer aber eroberte sich zugleich mit dem Einrammen der vier Pfähle den veredelten Eigentumsbegriff, das Heimatgefühl, die Lebensform eines hochstehenden Familienlebens. Jetzt gelangten die gütigen, segenspendenden Götter zur Herrschaft, die ihn nicht schreckten wie die Nomaden der finstere Wüstengott, die Dämonen von Hunger und Durst, sondern die ihn mit Kraft und Vertrauen erfüllten, Hochbilder seiner eigenen Art. Milde freundliche Hausgeister umschweben die Herdstatt, heiter und daseinsfroh kehrt der Bauerngott Thor in das Gehöft ein, von dessen Balken ihn die schützende Rune grüßt. Draußen aber über die Fluren schreiten zur Julzeit segenspendend die Asen.

Die Familie wird eine Kultgemeinde, der Familienvater zum Priester, zum Beschwörer des Göttlichen. All das lebt weiter durch die Jahrtausende. Vor dem Herrgottswinkel sammelt sich allabendlich beim Vesperläuten die

1) Das Inselschiff. Sommer 1929, 10, 3; S. 224.

Familie zum Gebet, am Wegrain grüßt die Kapelle mit dem Bild der gütigen Gottesmutter. Im protestantischen Haus schlägt der Hausvater in der Feierstunde die dickleibige Familienbibel auf und wendet den Sinn vom Alltag auf die jenseitigen Dinge. Dies selbe Buch zugleich ist die würdigste Stätte für die Aufzeichnungen der besonderen Familienschicksale von Geburt, Hochzeit, Tod, schweren Kriegsläuften und Naturereignissen.

Solche Erbhöfe sind es, die Jahrzehnt um Jahrzehnt aus dem Reichtum ihres Blutes Ströme über das Land ergießen bis hin in die großen Städte, die immer gieriger das gesunde Blut in sich aufsaugen.

Oft ist es dann nur noch der Name, der an den Urboden erinnert. Tausenden von Geschlechtern hat der Boden ihre Namen gegeben. Die baltischen Barone Stackelberg heißen nach ihrem einstigen Stammsitz, der Stecklenburg am Harz. Sie trugen den Namen dieses Stücks deutschen Bodens in die fernsten Winkel des russischen Riesenreichs.

Man denke an die Mehrzahl der Tiroler Namen, z. B. Hinterleitner, Hechenblaickner, Lahner, Hachenegger oder an westfälische Namen wie Pennekamp, Hasenclever, Kiesekamp. Oft genug erweist sich der Hofname stärker als ein bereits bestehender Sippenname, und der Schwiegersohn des Bauern erheiratet sich Hof und Namen zugleich. Besonders kennzeichnend ist der Blick auf ein Kriegerdenkmal in den Alpen. Wir finden fast durchweg bei jedem einzelnen Gefallenen zwei Namen verzeichnet, den Familiennamen, der hauptsächlich die Behörden anging, und den Hofnamen, unter dem der Bursche unter seinesgleichen bekannt war.

Andrerseits empfängt der Boden oft seinen Namen von der Sippe, die ihn bewohnt. Ingolfingen ist die Stätte der Ingolfssöhne, Sigmaringen gehört den Sigmarskindern, Hermsdorf und Wilmersdorf verraten den Namen des Ortsbegründers.

Die bodenständige Familie lebt noch im lebendig gefühlten Volkszusammenhang, so wie es einst im ganzen deutschen Volk der Fall war. „Das deutsche Volk ist von Hause aus ein Landvolk gewesen, während uns Griechen und Römer als ein Stadtvolk entgegentreten. Das deutsche Volk siedelte sich zuerst nur in Höfen und Weilern an, unter fremdländischem Einfluß bildeten sich nachgehends die Städte; der Stand des freien Grundbesitzers war der Urstand des deutschen Volkes.“[1])

Im echten Bauerndorf bilden die Einwohner nicht nur eine Wirtschaftsgemeinschaft, sondern auch eine Blutsgemeinschaft. Im einzelnen hat das Georg Hopke in seiner „Genealogischen ‚Volkskörper‘-Forschung in einer

1) Riehl, a. a. O. S. 346.

Dorfgemeinde“ für das Dorf Coschen bei Guben festgestellt.[1]) Er zeichnet die einzelnen Verwandtschaftsstrahlen, die zwischen den 15 alteingesessenen Bauernfamilien hin- und herlaufen. „Das Verwandtschaftsnetz ist ein undurchsichtiges soziologisches Gebilde. Es ist darum kein Wunder, daß eine einzelne Bauernhochzeit in dem Orte eine allgemeine Dorffestlichkeit ist.“

Das Dritte Reich hat die Mächte von Blut und Boden in der Erbhofgesetzgebung wieder zusammengeführt. Überall spürt man jetzt nach alten Zeugnissen und Urkunden für die Dauer des Hofbesitzes. Dabei werden viele grundsätzliche Fragen zur deutschen Bevölkerungspolitik angeschnitten. Wie viele von den vielleicht in einer Steuerliste von 1600 verzeichneten Familien eines Ortes sind heute noch ansässig? Wie viele von den heutigen Familien sind seit 100 oder 200 Jahren bodenständig? Herkunft und Gründe der Zuwanderung werden untersucht. Noch wichtiger sind für die Dörfer Ziel und Ursachen der Abwanderung. Ebenso wird für die Städte etwa an Hand der Neubürgerlisten das Quellgebiet ihrer Blutserneuerung festgestellt. Während etwa Berlin zuerst für das deutsche Ostelbien und die slawischen Ostgebiete, dann für ganz Preußen und schließlich für das ganze deutsche Sprachgebiet als Anziehungspunkt wirkt, so strömt nach Wien im 18. Jh. immerwährend Blut aus dem katholischen Süddeutschland und im 19. Jh. vorwiegend aus den slawischen Gebieten der Donaumonarchie. In nicht zu ferner Zeit dürften wir für das ganze deutsche Sprachgebiet zu einem Überblick über das Alter der Bodenständigkeit der Bauerngeschlechter kommen. Es dürften sich beträchtliche Unterschiede herausstellen. In vielen Dorfgemeinden wird kaum ein Zehntel der Einwohnerschaft eine Schollenfestigkeit von 100 Jahren aufweisen, während in anderen Gauen unseres Vaterlandes, z. B. in Tirol und in andern Alpengebieten, Hof für Hof für Jahrhunderte, oft sogar für ein halbes Jahrtausend dieselben Besitzerfamilien aufweisen oder zumindest einen unmittelbaren Erbgang über Tochterstämme.

Der Urboden der heute weitverzweigten Erbstämme sollte wieder kultische Bedeutung gewinnen. In jedem Jahrzehnt einmal sollten sich alle Blutverbundenen an der Stätte des Ursprungs zu gemeinsamer Feier zusammenfinden, so wie es die Adelsgeschlechter auf ihren Familientagen oft seit alters zu tun pflegen. Ein ehrendes Gedenken gebührt dann den Gräbern der Voreltern auf dem Kirchhof oder dem Grabstein des Ahnherrn, den eine glückliche Fügung noch an der Kirchenmauer erhalten hat. Zuweilen

1) Archiv für Sippenforschung 1932, 12.

hat das Auffinden solcher steinerner Zeugen der Vergangenheit zu Kenntnissen geführt, über die nichts Geschriebenes mehr Auskunft geben kann. Solche „Erbhöfe" der großen Familienstämme lassen das Zusammengehörigkeitsbewußtsein der Bewohner von Stadt und Land wieder mächtig werden und machen vielleicht manches Großstadtkind wieder empfänglich für die Stadtflucht, für die Neusiedlung im heimatlichen Boden. Schon jetzt ist so mancher Forscher aus der Großstadt regelmäßiger Gast im Heimatort seiner ländlichen Ahnen, und die Bauern sind für eine solche neuerstandene „Freundschaft" in den meisten deutschen Gauen wohl empfänglich. Fühlte sich der Bauer in der Stadt als Fremder, der Städter auf dem Lande als Ausflügler, so wird jetzt die Familienkunde beiden neues Heimatrecht geben.

Vom Bauerntum und von seiner besonderen Ausprägung, dem schollenfesten Adel, wird das neuerwachte Familienbewußtsein wieder seine Richtung erhalten.[1]) Riehl weist auf den engen Zusammenhang dieser beiden bodenständig gebliebenen Volksschichten[2]): „Der Adel hat Familienstatuten, Hausgesetze, dazu eigene Standessitten des Hauses. Der ganze Organismus desselben ist bei ihm genauer festgestellt, als in irgendeiner anderen Gesellschaftsschicht, und zwar schwarz auf weiß, juristisch und urkundlich. Hier ist also kein neues Herkommen zu schaffen, sondern nur das alte, sehr bestimmte, strenger aufrechtzuerhalten.

Ähnlich lebt aber bei den Bauern von guter Art noch eine feste mündliche Überlieferung der Sitte des Hauses. Wie dieselbe beim Adel zu einer mit diplomatischer Bestimmtheit ausgeprägten Regel geworden ist, so ist sie beim Bauern in ihrer naiven poetischen Urform stehen geblieben. Der Adel hat sich ein eigenes Recht des Hauses ausgebildet, der Bauer einen Kultus des Hauses. Beide Gegensätze der Form berühren sich im Wesen. Bloß der Bauer und der Adel unterscheiden noch praktisch, erbrechtlich, zwischen Familieneigentum und dem freien Eigentum des Einzelnen.

An dem Herrenschloß und dem Bauernhaus haftet der gleiche Aberglaube, nur verschiedenartig gewandet. Der Aberglaube des Hauses aber ist der Urahn zahlloser Sitten des Hauses. Im Keller des Bauernhauses wie der freiherrlichen Burg sitzt derselbe stumme alte Mann und liest in dem geschriebenen Buche, indes ihm ein Knabe die Lampe hält. Die weiße Frau, welche im Fürstenpalast todverkündend umgeht, zeigt sich in vielen Gegenden auch im Bauernhause, und es fragt sich, ob die letztere nicht das Original-

---

1) Vgl. dazu das grundlegende Sonderheft des Archivs für Sippenforschung 1930, 7, „Bauerntum".

2) a. a. O. S. 336.

gespenst ist. Das Totensehen in der Christnacht, wobei unter anderem der Sarg des im kommenden Jahre sterbenden Hausgenossen auf dem Giebel des Hauses schwebt, hängt eng zusammen mit der Sage von der bäuerlichen Ahnfrau. Im Bauernhofe webt und lebt es in allen Ecken von guten und bösen Geistern, ganz wie im ältesten Schlosse. Selbst in den Wänden und Tischen verspürt man ein geheimes gespenstiges Regen, Wichtelmännchen und Klopferle schaffen bei Tag und Nacht, „und im Vertäfer popperet der Wurm", wie Hebel sagt, die Totenuhr.

Nur in den modernen städtischen Wohnungskasernen spukt es gar nicht mehr. In einzelnen Strichen der Rheinlande soll es auch im Bauernhause nicht mehr spuken, seit die Franzosen das Land besessen haben, d. h. seit mit dem deutschen Hausaberglauben zugleich die deutsche Sitte des Hauses ausgetrieben worden ist."

Der Familienkunde ist also aufgegeben, das Weistum von Blut und Boden wieder zu erwecken. Die deutsche Scholle wird ehrfurchtsvoll gegrüßtes Ahnenland, wird froh und stolz behütetes Land erbbewußter Enkel. In uns werden Ernst Bertrams Verse lebendig:

„Zum Seligenland wird Land urfrüher Väter,
Schirmgeister werden die entrückten Toten,
Halbgötter unsre Kämpfer, unsre Täter."

VI. Die Familie im Zusammenhang von Volk und Rasse.

Der Erlebnisweg des Familienforschers, die Fülle des Erforschbaren ist in großen Umrissen aufgezeigt worden. Daraus ging hervor, wie weit wir bei Ausnutzung aller Möglichkeiten über eine bloße Aneinanderreihung von Namen und Daten hinausgelangen können, wie weit wir vorstoßen zu den Grundfragen unseres völkischen Seins. Wir bleiben aber nicht bei dem Einzelwerk irgendeiner Familiengeschichte stehen. Erst dann pflanzen wir die Familienkunde ganz in die lebendige Gegenwart, wenn wir nicht nur den Einzelnen mit Sippe und Stamm, sondern auch die Familie mit den großen wirkenden Mächten Volk und Rasse engstens verknüpfen. Andrerseits bedarf die Wissenschaft von Volk und Rasse des sorgsamen Aufbaus von unten her, vom Einzelnen und von seiner Familie.

Die Familien fügen sich nicht unmittelbar zum Volksganzen, sondern sind, wie uns das Beispiel des friesischen Geschlechterstaates zeigte, zunächst landschaftlich eingeordnet in Kirchspiel und Gau und dann stammesgebunden. So finden wir in den gothaischen genealogischen Taschenbüchern für den sogenannten Uradel stets die nähere landschaftliche Bezeichnung,

die das Geschlecht in seinen engeren Zusammenhang einordnet. So sind z. B. die von Kalben altmärkischer Uradel, die von Polenz eine meißnische Familie, die von Eschwege hessischen Stammes. Beim deutschen Geschlechterbuch hat sich die landschaftliche Zuordnung der Erbstämme besonders bewährt. Die Sonderbände, die beispielsweise nur Familien von Posen oder aus Schwaben oder aus dem Gebiete der Stadt Reutlingen behandeln, lassen sich viel erfolgreicher auswerten als die allgemeinen Bände, die Geschlechter aus allen deutschen Landen in buntem Gemisch aufführen.

Vielfach hat sich die Stammeszugehörigkeit eines Erbstammes etwas verwischt, vor allem, wenn geschichtliche oder wirtschaftliche Umstände eine Umwanderung in ein anderes Stammesgebiet notwendig machten.

Aber bereits nach wenigen Geschlechterfolgen wird die Familie in der neuen Heimat fest eingewurzelt, und zwar, weil die eingeheirateten Frauen das Blut der Landschaft, den Mutterlaut des Gaues den Kindern mitteilten. So werden wir die Salzburger schon nach hundert Jahren nur schwer aus ihrer ostpreußischen Heimat aussondern können. Sie haben sich stammesmäßig bereits sehr von ihren gleichnamigen Vettern im Alpenlande entfernt.

Wenig erfreulich ist die oft recht undeutliche Stammeszugehörigkeit von Großstädtern, die aus anderen Stammesgebieten zugewandert sind. Sie laufen Gefahr, niemals wieder in die mundartlich-volksmäßige Umgebung hineinzuwachsen, sie verstärken die im Grunde heimatlose weltstädtische Menschenart, die überall und nirgends zu Hause ist.

Die landschaftliche Zugehörigkeit einer Familie bedeutet auch meist eine bestimmte rassische Prägung. Aus jeder deutschen Landschaft steigen die jeweils Erbbesten in die führende Schicht. Die Aufstiegslinie der Familie ist immer rassisch bedingt. Nur in Zeiten allgemeinen Niederganges ist es auch ungünstig veranlagten Erbstämmen möglich, zeitweise nach oben zu gelangen. Ihre innere Unrast und Zwiespältigkeit entspricht der allgemeinen Friedlosigkeit und Verworrenheit. Wir erlebten in den 14 Jahren des Unstaates von Weimar, wie gerade entwurzelte Großstadtwesen ohne rassische Artung und Zucht an maßgebenden Stellen im Trüben fischen konnten.

Auf die Dauer behauptet sich aber in der verantwortlichen Schicht nur der rassisch gefestigte Erbstamm. Freilich scheint es als ein unabwendbares Schicksal, daß der Weg des Aufstiegs für die meisten Geschlechter zu Kinderarmut und schließlich zu Kinderlosigkeit führt. Es ist also ein dauerndes Nachwachsen der rassisch-besten Bevölkerungsgruppen in die führende Schicht, die das geistige Erbe des Volkes weiter fortführt, notwendig. Das

Volk vermag nur so lange seine geschichtliche Sendung zu erfüllen, als genügend erbgute Bevölkerung zur Verfügung steht, um die führende Gruppe aus arteigenen Kräften zu ergänzen. Wir haben erlebt, daß das Eindringen einer fremdrassigen Gruppe von außen in die verantwortlichen Stellungen das ganze Volk von seinem geschichtlichen Wege ablenkte und in die Irre führte. Das Judentum hat in der Nachkriegszeit das gesunde Nachwachsen aus dem deutschen Arbeiter- und Bauernstande verhindert. Wir wissen heute, daß es seit Jahrhunderten dem Bauerntum zu verdanken ist, daß eine erbgute und aufstrebende Gruppe von Erbstämmen für die großen geschichtlichen Aufgaben der Nation zur Verfügung steht.

Immer wieder hat der Familienforscher Gelegenheit, im einzelnen das Aufwachsen der Geschlechter zu verfolgen und gewisse Regelmäßigkeiten bei diesem Vorgang festzustellen. Aus dem breiten heimatlichen Ackergrund wachsen alle Schichten, die Bauern, die Bürger, die Arbeiter heraus. Während die einen in die geistigen Führerstellungen wachsen und nach einigen Geschlechterfolgen absterben, stehen die Vettern in den Dörfern und Städten schon bereit, ihnen nachzufolgen.

Der Staat steht diesem Vorgang nicht mehr unbeteiligt gegenüber. Er hat die Möglichkeit, dieses Nachwachsen in der rassisch günstigsten Weise zu beeinflussen.

Das geschieht heute in den beiden Erlebniskreisen des jungen Menschen, der Schule und der Hitlerjugend. Hier werden von vornherein solche Wertmaßstäbe geschaffen, die das Wesenhafte, Eigengeprägte, die Führerfähigkeit zur Geltung bringen. Damit wird in Deutschland der große rassische Auslesevorgang dieses Jahrzehnts, der Aufbau einer neuen Führerschicht in der SA., SS. und PO. sinngemäß auf das heranwachsende Geschlecht übertragen, und zwar mit demselben Zielbild des rassisch besten heldischen Menschen. Dieser neue Magnet der Auslese der Erbbesten war nicht der ausgeklügelte Fragebogen, nicht die wissenschaftliche Personenbeschreibung, sondern die blutige Eignungsprüfung der geschichtlichen Tat, des Kampfes um das Dritte Reich.

Und diesen Magneten vermochte nur der Mann zu handhaben, der selbst in sich das neue Hochbild des deutschen Menschen am eindrücklichsten verkörperte, der zugleich am deutlichsten das Weltgeschehen als rassische Auseinandersetzung erkannte und die deutschen Erfordernisse in diesem Kampf eindeutig aussprach. Adolf Hitler hat das deutsche Volk damit wieder zu den Grundlagen seines Daseins gewiesen.

Rasse und Volk: das waren bisher zwei Vorstellungskreise, die ineinander zu verschwimmen drohten, deren gegenseitige Abgrenzung immer

wieder unklar blieb. Der Atlas macht die Fragestellung deutlich. Die Rassenkarte und die Völkerkarte überschneiden sich überall. Es gibt zwar Völker, in denen eine Rasse vorherrscht, aber auch solche, die von den verschiedensten Rasselinien gekreuzt werden. Es gibt Rassen, die viele Völker in sich zu schließen scheinen.

Im älteren Schrifttum findet man noch häufig die unscharfen Ausdrücke: deutsche Rasse, germanische Rasse, slawische oder gar polnische Rasse, die den Rassenbegriff mit den Begriffen der Volks- und Sprachgruppen mengen. Es ist das Verdienst der neuen Rassenwissenschaft, hier endlich Klarheit geschaffen zu haben. Vor allem hat Hans F. K. Günther den neuen Rassenbegriff in die weitesten Schichten getragen. Im Anfang des Jahrhunderts schien es zuweilen, als ziele die Rassenlehre auf neue übervölkische Willensbildung, als gäbe es beispielsweise eine „nordische Internationale“. Was daran Romantik war, zeigte der Weltkrieg, als tapferste nordische Menschen etwa in den englischen und deutschen Flugzeuggeschwadern sich gegenüberstanden. Die Sehnsucht einiger weniger konnte gerade in jenen Zeiten der englischen Bündnisangebote beflügelt werden, als Houston Stewart Chamberlain in Deutschland als geborener Engländer Bannerträger des nordischen Gedankens wurde, als nach den rassenkundlichen Feststellungen Madison Grants der Einwandererhundertsatz in den Vereinigten Staaten zugunsten der nordisch-bestimmten Völker festgesetzt wurde. Die politische Wirklichkeit schied nicht nach Rassen, sondern nach geformten Völkern, nach Nationen. Dementsprechend wurde auch die Rassenlehre national oder völkisch bedingt. Jedes Volk hat seine besondere Rassenlage und seine besonderen rassischen Notwendigkeiten. Am deutlichsten wird das schon durch den Titel von Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes“. Beispielsweise hat etwa die nordische Rasse eine ganz andere Stellung im Gesamtleben des deutschen Volkes als in Schweden. Es wäre eine wirklichkeitsfremde Verirrung, die Gemeinsamkeit etwa aller nordischen Menschen über die Gemeinsamkeit aller zu einem Volke Gehörigen zu stellen. Allerdings von einem nordischen Menschen kann man sowohl in Schweden als auch in Deutschland Leistungen auf ganz anderen Gebieten verlangen als etwa vom ostischen Menschen. Aber in Schweden kommen diese Leistungen eben ausschließlich Schweden zu, ebenso wie in Deutschland der nordische Mensch dann seinen Sinn erfüllt, wenn er das deutsche Gesamtvolk ordnet und geistig durchdringt.

Unvölkisch wäre die künstliche Schaffung von Rassengrenzen innerhalb desselben Volkes. Dies ist auch schon deshalb nicht in die Wirklichkeit umzusetzen, weil das Erscheinungsbild etwas anderes ist als das Erbbild und etwa der äußerlich nordische Mensch ostisches, der äußerlich ostische Mensch

nordisches Erbgut in sich tragen kann. So werden nordische Kreise, die nach Art einer Glaubensgemeinschaft leben, immer wieder zu ihrer Aufgabe am Gesamtvolk gedrängt. Sie können und dürfen sich nicht aus ihrem großen Volkszusammenhange lösen.

Jedes Volk stellt eine eigene Rasseordnung dar. Gemeinsame Staatlichkeit, gemeinsames geschichtliches Schicksal und vor allem die Sprachgemeinschaft wirkten durch Jahrtausende dahin, daß immer wieder dieselben oder nahezu die gleichen Rassenbestandteile sich zu verbinden strebten. Die Bedeutung der Sprache soll dabei nicht unterschätzt werden. Mehr als 100 Jahre sind die Eheschließungen in den deutschen Dörfern Ungarns trotz ihrer großen Verstreutheit inmitten des magyarischen Gebiets nur mit Deutschen erfolgt. Bei der wachsenden Ausbreitung der Zweisprachigkeit war die Möglichkeit deutsch-magyarischer Mischheiraten, damit aber zugleich rassischer Mischheiraten von bedenklichsten Folgen für die deutsche Volksgruppe, vergrößert worden.

Es fragt sich nun, ob „Volk" in jedem Falle ein Rassengefüge dargestellt hat, eine Rassenschichtung. Es scheint zwar, als wäre schon in den vorgeschichtlichen Zeiten das germanische Volk in den größten Stammesgemeinschaften gemischt gewesen. Das verraten die Messungen an den Gräberfunden. Dennoch läßt die heutige landschaftliche Geschlossenheit kleinerer Gebiete Norddeutschlands in rassischer Beziehung vermuten, daß die Idealvorstellung des Urvolkes, das zugleich eine rassische Einheit darstellt, wohl in der Wirklichkeit einer fernen Vergangenheit denkbar ist.

Wie hoch der Wert des reinen Blutes der edlen Geschlechter in der Vorzeit veranschlagt worden ist, das erfahren wir aus der Siegmundsage, die den Gedanken der Blutsreinheit bis zur Blutschande übersteigert. Nur ein reiner Wölsung vermag die rächende Tat an Siggeir zu vollführen. Deshalb empfängt Signy von ihrem leibhaften Bruder Siegmund den Wölsungenretter Sinfiötl.

Kommt das gleichrassige Urvolk in eine andersrassige Umgebung, so wird es zunächst durch eine strenge Ehe- und Bürgerrechtsgesetzgebung die Abschließung zur Reinerhaltung der Rasse durchsetzen wollen, wie es etwa in Sparta und anderen altgriechischen Staatsgründungen der Fall gewesen ist. Jedoch vermag sich auf die Jahrhunderte die nach eigenem Gesetz lebende rassisch gleichartige Herrenschicht nicht völlig von der darunter lagernden Schicht zu lösen. Der Kampf beginnt beim Eherecht und dadurch, daß die Zahl und Bedeutung der Mischlinge aus Nebenehen der Oberschicht wächst, und endet mit der Anpassung aller Rechtsvorstellungen an die neue gemischtrassige Umwelt.

Jahrhundertelang lebten die Langobarden in Italien streng abgesondert nach eigenem Recht, obwohl sie längst die italische Volkssprache angenommen hatten. Der Sieg des römischen Rechts ordnet sie ganz in das italienische Volk ein.

Die Wenden in Brandenburg und der Lausitz sind rechtlich durch viele Geschlechterfolgen von den neben ihnen wohnenden Deutschen getrennt. Gelingt ihnen die Erwerbung des Bürgerrechts in einer benachbarten Stadt, so dringen sie in den deutschen Volkskörper ein. Das Kamenzer Bürgerverzeichnis von 1483 bis 1539[1]) macht die scharfe Unterscheidung zwischen „sclavus" und „teutonus", zwischen „guter dewtscher art" und der Bezeichnung „eyn rechter wendt". Und doch werden jahraus jahrein viele von denen, die den Zusatz erhalten haben: „est purus sclavus" („er ist ein reiner Wende"), in die Bürgerschaft aufgenommen. Schon in der nächsten Geschlechterfolge haben sie ihr rassisches Erbgut zahlreichen deutschstämmigen Familien mitgeteilt.

Dieser Vorgang des Eindringens der Wenden in den ostelbischen deutschen Volkskörper erstreckt sich über viele Jahrhunderte. Während z. B. im 15. Jh. in Spandau ein aus einem Nachbardorf stammender Metzger wegen seiner wendischen Abkunft nicht für zunftmäßig angesehen wurde, treffen wir in den folgenden Jahrhunderten immer häufiger Durchbrechungen der alten Rechtsvorstellungen an, bis schließlich die Unterscheidung von Deutschen und Wenden immer unfaßbarer wird und ganz aufgegeben werden muß.

In anderen Gebieten, z. B. in Kurland, bewahrt man sich bis in die jüngste Zeit den klaren Blick für die Bedeutung verschiedener Volksart. Das Archiv der kurländischen Müller in Mitau gibt uns Tausende von Zeugnissen, wie sorgfältig einst von jedem jungen Müller der Nachweis seiner freien deutschen Abkunft gefordert wurde. Kein „Undeutscher" durfte in Kurland eine Mühle betreiben. Der uns heute wieder vertraute Nachweis der Reinblütigkeit der Großeltern war dort etwas Selbstverständliches. Auch das Zunftrecht war also vor alters ein bedeutender Schirmherr der echten Artung.

Seine Aufhebung im Zeitalter des Liberalismus brachte mit der Freiheit und Gleichheit die verhängnisvolle rassische Allvermischung.

Am schwersten wog die Gleichstellung des Judentums seit der napoleonischen Herrschaft. Seit dieser fremden Gruppe das „connubium" gewährt worden war, versuchte sie, ihre sittlichen Begriffe und Rechtsvorstellungen dem deutschen Volke einzuprägen. Insbesondere bot der

1) Familiengeschichtliche Blätter 1934, Heft 7/8, S. 178ff.

Übertritt zum Christentum die erleichterte Möglichkeit, im deutschen Volkskörper sich festzusetzen.[1])

Jüdische Familien, die in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jh. christlich geworden sind, haben bis heute ihr Blut auf viele ursprünglich deutsche Tochterstämme übertragen können. Über die Einwirkung dieses Blutes auf die deutsche Volksart wird noch an andrer Stelle zu sprechen sein.

Überblicken wir die verschiedenen europäischen Volksgeschichten des Altertums und des Mittelalters, so scheint ihnen gemeinsam zu sein, daß sie von dem alten rassisch-einheitlichen Volksbegriff zur Rassenschichtung im geschichtlich durchkneteten Volk, in der Nation, führen.

Nicht haltbar erscheint — wenigstens für den heutigen Stand der Dinge — Kleinschmidts Versuch in seiner kurzgefaßten deutschen Rassenkunde[2]), dem Begriff einer deutschen Rasse eine wissenschaftliche Berechtigung zu schaffen, indem er sie als besondere Ausprägung eines alteingesessenen Menschentums in diesem Klima und auf diesem Boden ansieht. Sein Vergleich mit der Rassenbildung in der Tierwelt, die er in ihrer Entstehung als geographisch-klimatisch bedingt ansieht, wird der geschichtlichen Besonderheit der Gattung Mensch nicht gerecht. Gewiß hat der Boden mit der Entwicklung des Rassengefüges etwas zu tun, aber nur insofern, als er einen wichtigen Auslesegrundsatz für das Fortbestehen bestimmter Menschengruppen darstellt. Findet man auf Gebirgen vorzugsweise andere Menschen als in Tiefebenen, so sind die naturgegebenen Zusammenhänge der Eignung bestimmter Körpertypen für bestimmte räumliche und klimatische Anforderungen leicht aufzudecken. Der eine verträgt seine Umwelt und pflanzt sich dort fort, der andere siecht dahin und stirbt. Ein solcher Vorgang ist immer wieder auch in unseren heutigen Verhältnissen zu beobachten, etwa wenn ein Beamter um Versetzung bittet, da er das Klima seines ihm neuerlich zugewiesenen Dienstortes nicht vertragen kann, während andre sich in derselben Gegend, ihrer Heimat, unendlich wohlfühlen.

---

1) Statistische Nachweise über Übertritte aus dem Judentum sind nur von den evangelischen Landeskirchen veröffentlicht. Die katholische Kirche, die neuerdings viele Rassejuden aufgenommen hat, gibt darüber keinen Bericht. In den Jahren 1880—1910 sind 12 375 Juden zur evangelischen Kirche übergetreten, d. h. im Jahresdurchschnitt 412, für 1911—1925 beträgt der Jahresdurchschnitt dagegen nur 385. Für das 19. Jh. schätzt der Lizentiat de la Roi in seiner Abhandlung in der Zeitschrift „Nathanae!" 1899, Heft 3 und 4 im kleinsten Falle für Deutschland 22 520 Übertritte zum Christentum, für Österreich-Ungarn 44 756 Übertritte, für Europa 250 000. Zur evangelischen Kirche traten in Deutschland in dieser Zeit mindestens 17 520 über.

2) Armanen-Verlag, Leipzig 1934.

Um weitere Klarheit zu gewinnen, sei zunächst der Blick auf das Volk gelenkt, das unter den widrigsten Umständen im Verlaufe der Jahrtausende verstand, seine wesentlichen Eigentümlichkeiten, seinen inneren Zusammenhalt zu behaupten.[1])

Das Judentum stellt deshalb eine einzigartige Erscheinung dar, weil es durch ein 1500jähriges Zusammenleben der verschiedensten Rassen und Grundstoffe zu einem Volk geworden ist, das man mit Günther als eine Rasse zweiter Ordnung bezeichnen möchte. Am deutlichsten wird diese Tatsache aus der bebilderten Rassen-Ahnentafel der einzelnen Juden. Schon die 8-Ahnenreihe würde das ganze Kunterbunt des engen Rassenineinanders des Judentums bloßlegen, die mediterranen, vorderasiatischen, orientalischen, negerischen, ostbaltischen, nordischen Bestandteile in ihrer unentwirrbaren Zusammenordnung von Haarform, Haarfarbe, Nase, Augen, Gestalt usw. Wir finden etwa rotblondes nordisches Haar in negerischer Welligkeit, dazu eine vorderasiatische Nase in einem wüstenländischen Gesicht. Und so läßt es sich bereits an 50 Geschlechterfolgen nachweisen; d. h. theoretische Milliardenahnen der obersten Reihen, durch Inzucht um ein vielfaches vermindert, in ihrer Wirksamkeit aber verstärkt, wirken in gleicher Weise in jedem einzelnen Juden. Durch die ghettohafte Abschließung im europäischen Geschichtsverlauf tritt eine unvergleichliche Versippung ein, die ihren sichtbaren Ausdruck in dem Zusammengehörigkeitsgefühl der einzelnen Sippschaft findet. Praktisch wurde ihr Wert erprobt in der jüdischen Vetternwirtschaft. Hat ein Jude eine Stellung erobert, so zieht er umgehend andre nach sich. Mit Stolz berichtet darüber der Jude Max Freudenthal[1]): „Zahlreichen jüdischen Familien verschaffen die Hoffaktoren Niederlassung und Heimat. *Regelmäßig* findet sich unter den Vergünstigungen, die sie sich erbitten, die Erteilung von Schutzbriefen für Angehörige oder Freunde, zumeist mit der Notwendigkeit von Geschäftsbeziehungen motiviert. Verschiedene jüdische Gemeinden, wie z. B. Dresden und Halle, verdanken ihre Entstehung solchen Hoffaktorenniederlassungen: denn zum Hofstaat einer derartigen Familie gehörten Rabbiner, Lehrer, Kantoren, Gehilfen, Bediente, Köche, Geschäftspersonal, und mancher Hausvater gelangte unter solchem oft nur vorgeschobenen Titel mit den Seinen endlich zur Ruhe, zur Bodenstätigkeit, zur Heimat." Was freilich Freudenthal unter Bodenstätigkeit versteht, ist nicht recht ersichtlich. Daß sich in den letzten Jahr-

---

1) Vgl. dazu meinen Aufsatz „Zur Bestandaufnahme des Judentums" in der „Deutschen Kulturwacht" 1933, 9.

2) Jahrbuch für Jüdische Geschichte und Literatur 1925, S. 49.

zehnten einige jüdische Bankiers Rittergüter als bessere Kapitalanlage zulegten, kann nicht gut unter diesen Begriff fallen.

Jedenfalls ist diese jüdische Darstellung überaus kennzeichnend für einen rassischen Einsickerungsvorgang von ganz besonderer Art. Eine umfassende und gründliche Darstellung über die Wege jüdischer Einsickerung in großem Maße gibt der Jude Arthur Bab in seinem Aufsatz: Die Juden im Amerika spanischer Zunge".[1]) Es ist erstaunlich, mit welcher Hartnäckigkeit und Verschlagenheit es den Angehörigen dieses Volkes gelingt, die harten Bestimmungen, die das riesige spanische Kolonisationsgebiet vor den Juden rein halten sollen, zu umgehen und trotz der strengsten Sperrmauer durch tausend geheime Pforten erfolgreich hindurchzuschlüpfen, um an der Ausbeutung Südamerikas auf ihre Art teilzuhaben. Einzigartig ist auch, wie die Religion bei den Juden den Mantel für den völkischen und rassischen Zusammenschluß abgibt. Religion ist hier nicht „Privatsache" gewesen, nicht etwas neben dem Volk Denkbares, sondern etwas dem Begriff Volk unlösbar Innewohnendes. Die religiösen Feste der Juden sind im letzten Sinne nationale Feiertage, die die entscheidenden Vorgänge der jüdischen Volksgeschichte verewigen sollen, z. B. das Passahfest den Auszug aus Ägyptenland, das Laubhüttenfest die Festsetzung in Kanaan. Während sonst die Sprache aus Gründen der Lebenshaltung von den Juden aufgegeben wird, bleibt für die religiöse Herzkammer der hebräische Urlaut lebendig. So treten die Juden am Ende dieser anderthalbtausendjährigen Entwicklung um 1800 als gefährliche Blutmacht in den europäischen Lebensraum, mit der Absicht, ihn völlig zu durchdringen und sich untertan zu machen. Die Kraft ihres durch Inzucht mit vervielfachter Wucht wirkenden Blutes gießen sie siegesbewußt über Europa.

In den ersten nachchristlichen 500 Jahren hatten sie in allmählichem Ringen ihre Schlagkraft durch Aufnahme verschiedenen anderen Blutes vermehrt. Dieser Vorgang war um 500 im großen Ganzen geschlossen und wurde nur noch in besonderen geschichtlichen Fällen unterbrochen. Übertritte zum Judentum kennen wir später nur noch vereinzelt; z. B. trat im 16. Jh. der spanische Gründer des Königreichs Neu-Leon in Mexiko, Luis de Carvajal, mit allen seinen Angehörigen zum Judentum über, indem er sich gleichzeitig jüdisch versippte.

Es ist schwer, den Begriff einer Rasse zweiter Ordnung faßbar zu machen. Die Rasse im eigentlichen Sinne, die Rasse erster Ordnung, hat ihren Idealtypus, der meßbar und eindeutig bildlich darstellbar ist. Das

1) Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur 1925, S. 95.

Judentum hat aber immer die verschiedensten Erscheinungsformen, so daß es schwer zu sein scheint, ein Bild zu zeichnen: der jüdische Mensch. Und doch ist so etwas möglich, freilich nicht im Sinne der Urrassen in anthropologischer Meßbarkeit, wohl aber als gefühlsmäßig wahrnehmbares Seelenbild. Die feiner gestimmte Seele fühlt diese Andersartigkeit sicher heraus. Es handelt sich hier also weniger um die meßbaren Größen als um Ausdruck, um Gesicht. Die Rasse gibt die äußeren Bausteine im Erscheinungsbild. Die Volksseele, die aus den Milliarden Ahnen aufsteigt, formt von ihnen die Gesichtszüge, den Ausdruck, natürlich innerhalb der naturgegebenen Möglichkeiten. Darüber, wie wir den Juden sehen und empfinden, gibt uns schlichte Auskunft das überraschende Büchlein von Johann von Leers: „Juden sehen dich an". Hat man diese Reihe an sich vorüberziehen lassen, so wird man, ganz unabhängig vom Schädelindex oder der Augenfarbe, im Einklang des Gefühls mit dem nordisch-bestimmten Betrachter sagen können: das ist das jüdische Antlitz. Ein feiner Beobachter wird auch aus einer Volksmenge diesen Ausdruck mit einiger Sicherheit herausfinden. Die fremde Seelengestalt läßt sein Auge zurückzucken, das sich eben noch mit den Blicken der Volksgenossen in ruhiger Zusammenschau fand.

Dies alles ist wohl weniger meßbar und nicht als Zahlenspiel mit dem Zirkel von jedem Laien zu handhaben, aber nichtsdestoweniger ist es da, es ist wirksam wie alles andere Gottgegebene und spielt täglich in unser Leben hinein.

Die Frage erhebt sich: Ist nicht jedes Volk auf einem solchen Wege zu einer Rasse zweiter Ordnung?

Unter den großen europäischen Nationen scheint es vor allem England zu sein. „Die ausgeprägte Eigenart des englischen Volkes wird uns begreiflich, wenn wir wissen, daß alle heute lebenden Engländer in der Zeit Wilhelms des Eroberers (11. Jh.) gemeinsame Ahnen hatten."[1]) Wir fragen für uns selbst: Gibt es nicht auch über das rassisch Meßbare hinaus einen deutschen Seelenausdruck, ein deutsches Gesicht? Strebt nicht auch unser Volk zu einer solchen neuen rasseähnlichen Einheit? Glauben wir nicht manchmal das „deutsche Gesicht" erlebt zu haben, dargestellt von deutschen Malern und Bildhauern. Wir sind alle im tiefsten angerührt von jenem Reiterstandbild am Bamberger Dom. Man hat diesen unbekannten rätselhaften Reiter, der aus den Fernen des 12. Jh. zu uns herüberblickt, oft schlechtweg den deutschen Reiter genannt. Seine seelische Gestalt hat uns Ernst Keppler[2]) nahe gebracht.

---

1) Dr. H. Steiner, Lebendige Familienforschung und Familiengeschichte in der Schule. A. W. Zickfeld, Osterwiek, S. 41.

2) In der Zeitschrift der Hitlerjugend „Wille und Macht" Jg. 1, Heft 19.

Wir erleben die innere Spannung zwischen scheinbarer Lässigkeit, vornehmer Geruhsamkeit und der steten Möglichkeit, sich zu durchgreifender Tat zu straffen, und jenen tiefen und klaren Blick zum Himmelrand, nicht der Erde allein verhaftet, nicht himmelwärts, sondern dorthin gerichtet, wo irdische Möglichkeit und göttliche Forderung sich vereinen lassen. Da fühlen wir jenseits der rassischen Meßbarkeiten den deutschen Seelenausdruck schlechthin.

Dasselbe Erleben spricht aus den Holzbildwerken eines Riemenschneider, den meisterhaften Bildnissen mehrerer süddeutscher Maler aus der fruchtbaren Zeit der Wende vom 15. zum 16. Jh., z. B. eines Albrecht Dürer oder Hans Burgkmair.

Ludwig Ferdinand Clauß gibt uns in seiner bahnbrechenden Rassenseelenkunde die Möglichkeit, die rassischen Bausteine, aus denen das deutsche Gesicht geformt wurde, zu erkennen. Der Familienforscher vertieft diese Betrachtungsart dadurch, daß er die bebilderte Ahnentafel heranzieht. Wir erfahren, wie auch bei den jetzt lebenden Deutschen eine Reihe von Rassen fest ineinandergefügt sind, sehen aber gleichzeitig, daß die nordische Rasse den Grundton in diesem Zusammenspiel angibt und die andern Rassen sich einordnet. Fast jeder Deutsche trägt ein Inbild nordischer Schönheit in seiner Seele, das freilich nicht immer dem geschlechtlichen Wunschtraum gleichzusetzen ist. Im Laufe von Jahrtausenden haben sich unsere Hauptrassen in einer natürlichen Schichtung der Stände, Berufe und Eignungen immer wieder harmonisch zu ordnen gesucht. Wer vor der Front stehen wollte, hatte sich durch seine Leistung und seinen Führerwillen emporgekämpft. Wer seine höchste Freude fand, wenn er als treuer Soldat in Reih und Glied marschierte, galt im Volksganzen nicht weniger.

Nun gab es aber in der Mitte Europas nie eine völlige Abgeschlossenheit. Nie war der deutsche Volkskörper eigentlich fertig. Wertvolle Ströme Bluts flossen unaufhörlich nach außen. Ebenso drang andrer Völker Blut von allen Seiten in den deutschen Boden. Bei jeder deutschen Familiennamenliste stoßen wir auf diese Tatsache.

Dabei wurde aber Deutschland nie zu einem wirren Rassengemenge. Das erklärt sich erst, wenn wir im einzelnen die Art des von außen hereingeströmten Blutes überprüfen. Wir untersuchen, in welchen Zeiträumen und unter welchen Umständen dieses Blut der Nachbarvölker im europäischen Raum bei uns aufgenommen worden ist.

Auch hier ist es wieder die Ahnentafel, die in ihren oberen Reihen die ganze Fragestellung klar macht. Überschauen wir etwa 1000 beliebig herausgegriffene Ahnentafeln jetzt lebender Deutscher, so wird uns so-

fort eine Reihe von immer wiederkehrenden Erscheinungen auffallen, auf die man ausführlich eingehen muß. Jeder kann bei sich selbst nachprüfen, welche Ahnengruppen bei ihm das Erbgut ausmachen.

Da ist zunächst die soziologisch und landschaftlich einheitliche Ahnentafel. Das beste Beispiel ist Adolf Hitler, dessen nachweisbare Vorfahren sämtlich dem niederösterreichischen Bauernblut eines engumgrenzten Bezirks entstammen. Ähnlich ist es bei Friedrich Hebbel, dessen Ahnenschaft einheitlich niedersächsisch ist. Fast alle Vorfahren einer höheren, etwa der 16-Ahnenreihe entstammen ein und derselben Landschaft. Sie sind beruflich einheitlich, etwa Bauern, Kleinbauern, Gärtner. Das ist dann eine ungeheure Geschlossenheit, die dem Erbträger innere Klarheit, Entschiedenheit des Wollens gibt. Denn auch rassisch sind diese Ahnen einem in der Gegend vorherrschenden Typus angehörig, vielleicht bis in eine graue Vorzeit hinein. Hier kann Inzucht ein bestimmtes Ahnenerbe im Sinne einer Höherzüchtung verstärken. Ein solches landschaftlich geschlossenes Ahnenerbe besitzt das Judentum überhaupt nicht. Und grade diese deutschen Menschen stellen den erbgesundesten, urkräftigsten Typ dar, von dem die wesentliche Zukunftsentwicklung abhängt.[1]) Sie haben keinen inneren Zwiespalt. Sie werden immer wieder imstande sein, die Scholle zu behaupten, und bereit sein, für die Verteidigung des Bodens auch ihr Leben einzusetzen. Wir haben hier auch rassisch leicht überschaubare und bestimmbare Typen vor uns. Es gibt immer noch Tausende von Dörfern, in denen Menschen mit solch einheitlichen Ahnentafeln zu finden sind, in deren 8-Ahnenreihe vielleicht jedes Ahnenbild einen nordischen oder fälischen Typ rein und klar ausprägt; denken wir etwa an die Altmark, an Holstein, an Hannover. Oder wir finden Ahnentafeln, in denen das Nordische mit einem andern Rassebestandteil seit unvordenklichen Zeiten verbunden ist, so daß es in den Erscheinungsformen, den Charakteren, dem seelischen Ausdruck immer wieder zwei Möglichkeiten gibt, die sich zu verbinden suchen oder „ausmendeln". Ich denke etwa an Gebiete in den österreichischen Alpenländern, in denen das Nordische engstens mit dem Dinarischen zusammengeschweißt ist.

Die Ahnentafel der beschriebenen Art war die Regelform etwa bis 1800. Erst mit dem Wachsen der Riesenstädte tritt eine andere Form immer

---

1) Vgl. dazu: Dr. Gerhard Steiner, Lebendige Familienforschung und Familiengeschichte in der Schule. A. W. Zickfeld, Osterwiek 1934, S. 33. „Mit dem Verlust an Ahnen entsteht ein Verlust an Mannigfaltigkeit der Erbmasse, anderseits aber wird das Erbgut derselben Ahnen verdichtet und gewinnt damit größeren Einfluß." Ferner S. 34: „Die stammestümliche Geschlossenheit trägt viel zur Ausbildung der volklichen Eigenart und Wesenskraft bei."

häufiger daneben: die Tafel, die Ahnen aus zwei oder gar mehr verschiedenen deutschen Landschaften miteinander zu gemeinsamer Wirkung bringt, ganz abgesehen von den zahlreichen damit verbundenen beruflichen und gesellschaftlichen Verschiedenheiten. Wir wissen alle: das Großstadtwesen hat die Menschen völlig gewandelt, hat sie zwiespältig, hat sie ruhelos, ja vielleicht sogar unfruchtbar im physischen und im geistigen Sinne gemacht. Die tiefste Begründung für diese erschreckende Tatsache, für die drohende Entwurzelung von Millionen von Volksgenossen sieht der Sippenforscher deutlich in der Ahnentafel.

Stammt etwa die Mutter aus Österreich, der Vater aus Ostpreußen, so ergibt schon das Bild der 4-Ahnenreihe auf der Vaterseite etwa nordisch-ostbaltische Typen, auf der Mutterseite nordisch-dinarische Typen. Die Fragestellung wird jetzt vollends klar. Ist es so gefügt, daß von beiden Erbteilen das nordische vorwiegend zur Geltung kommt, so entsteht ein Mensch, der die Spannungen, die aus seiner Vielfältigkeit kommen, überwinden kann, der das ganze Erbgut unter nordischem Leitmotiv zur Wirkung bringt, während das dinarische und ostbaltische etwa nur die Begleitmusik ausmacht, die beim bedeutenden Menschen die Eigenart bereichernd steigern kann. Wenn dann noch im körperlichen Erscheinungsbild das Nordische vorherrscht, empfinden wir den Ausdruck dieser Wesenheit auch als schön.

Hier hat also der Mensch durch die bestimmende Rasse die Zügel seines Wesens fest in der Hand, die auseinanderstrebenden Rassen werden von dem Wagenlenker in eine Richtung gezwungen, einem klargeschauten Lebensziele zu, etwa wie es Platon sah, als er die Seelenkräfte des Menschen schildern wollte. — Die Kehrseite wird hier nicht minder klar. Gelingt die Zusammenfassung nicht, ist etwa das Nordische nicht stark genug, so droht fortwährend ein Auseinanderfallen, so nagt innerer Zwiespalt und gestaltet sich keine einheitliche Persönlichkeit. Es entsteht das gehetzte Herdenwesen der Großstadt, der wurzellose, innerlich unzufriedene Mensch.[1])

Mit der rassischen Unausgeglichenheit steht in Zusammenhang, daß auch das Äußere des Menschen uneinheitlich wirkt, so daß wir diese Mischung nicht mehr als schön empfinden. Die rassischen Unebenheiten äußern sich

1) Sehr bezeichnend in diesem Zusammenhange ist, was der Jude Walther Rathenau (An Deutschlands Jugend, S. Fischer, Berlin 1918, S. 9) über seinen eigenen Seelenkampf ausführt: „Die Jugend verging in Zweifel und Kampf, denn ich war mir des Widersinns der Gaben bewußt. Das Handeln war fruchtlos und das Denken irrig, und oftmals wünschte ich, der Wagen möchte zerschellen, wenn die feindlichen Gäule auseinanderstürmend sich ins Gebiß legten und die Arme erlahmten." So beschreibt er die rassischen Gegenkräfte in seinem Wesen, die ihn schließlich auf unheilvolle Wege drängen.

vielleicht auch in Kurzsichtigkeit, in schlechter Gangart, in schlechten Zähnen und in verschiedenen Krankheitsmöglichkeiten. Häßlichkeit ist vielfach nichts weiter als das unentschiedene Gegeneinander verschiedener Rasseneigentümlichkeiten. In besonderen Fällen ist auch in äußerer Beziehung das „Luxurieren der Bastarde" zu beobachten; die harmonisch scheinende Zusammenfügung verschiedener Rassenmerkmale übt oft einen ganz eigenen Reiz aus. Freilich nimmt dann eine Rasse die Führung und ordnet sich die anderen Merkmale ein, wie es oben in geistiger Beziehung festgestellt worden ist.

Nun tritt sehr häufig in heutigen Ahnentafeln ein fremdvölkischer Einschlag auf.

Es ist also etwa eine Ahnengruppe an der Namensform als polnischer, tschechischer oder französischer Abstammung zu erkennen. Die Feststellung, ob ursprünglich nichtdeutsches Blut in den deutschen Volkskörper aufgenommen ist, ist leicht zu machen. Haben doch Millionen unserer Volksgenossen polnische oder tschechische Namen oder Mütter oder Großeltern mit solchen Namen, bei Zehntausenden steht es ebenso mit französischen Namen. Aber besteht nun irgendwie ein fühlbarer rassisch-seelischer Unterschied zwischen diesen Trägern volksfremder Namen und den deutschen Namensträgern? Wir wissen, daß er im großen Ganzen nicht vorhanden ist, daß es also in dieser Hinsicht keine Schranken gibt, wie etwa gegenüber den Nichtariern, den Juden.

Tausende von Trägern nichtdeutscher Namen stehen in unserm Volke an hervorragender Führerstelle. Man denke nur an Chamisso, Treitschke, v. François. Freilich haben in diesem Zusammenhang nur solche Namen Bedeutung, die wirklich eine frühere fremde Volkszugehörigkeit des Ahnen verraten. Märkische Bauernnamen nach slawischen Dörfern und Orten, z. B. Mallwitz, Kölpin, Stabenow, gehören nicht dazu. Gerade hierüber ist in ganz Ostelbien der Irrtum weit verbreitet, als müßte die Tatsache, daß der Familienname nur aus dem Slawischen erklärt werden kann, auf einen slawischen Blutsanteil schließen lassen. Dabei wird einfach übersehen, daß die Namengebung dieser Bauern erst Jahrhunderte nach ihrer Seßhaftwerdung, also etwa im 14. und 15. Jh. erfolgt ist. Da, wie in allen deutschen Gebieten, auch hier ein großer Teil der Familiennamen die örtliche Herkunft bezeichnet, müssen notwendig auch die vielen tausend slawischen Ortsnamen verwendet werden, die von den deutschen Ansiedlern samt und sonders übernommen worden sind.[1]) Umgekehrt haben die Wenden viel-

1) Näheres in meinem Aufsatze „Der Zusammenhang von Familiennamen und Volkszugehörigkeit", Archiv für Sippenforschung 1932, Heft 1.

fach mit der deutschen Sprache auch deutsche Familiennamen angenommen. Ein reiner Wende des Kamenzer Neubürgerverzeichnisses für das Jahr 1508 heißt Paul Weyße. Die Tatsache, daß die Millionen, die Blut anderer Volkseinheiten in sich aufgenommen haben, heute unlöslich in der deutschen Volksgemeinschaft leben, enthält schon einen wichtigen Hinweis. Vom rassischen Standpunkt aus wird eine einfache Antwort gegeben. Wegen der rassischen Verwandtschaft dieser Angehörigen von Nachbarvölkern war die Eingliederung so schnell möglich. Es möge eine Judensippe seit 1200 im volksdeutschen Gebiet, also etwa in Frankfurt am Main nachweisbar sein und ein aus Posen zugewandertes ursprünglich polnisches Geschlecht erst seit 1800. Der Jude wird in das deutsche Volk nie und nimmer eingehen, der ursprünglich polnische Volksgenosse wird schon in seinen Enkeln nicht mehr zu erkennen sein.

Der Blick muß geweitet werden. Es findet im Laufe der Jahrhunderte zwischen den rassisch-verwandten Völkern ein Wechsel, ein Austausch, eine Umwanderung statt. Wir haben große Bewegungsrichtungen, etwa die von Ost nach West. Deutsche wandern zu Millionen nach Amerika, vom Atlantischen schließlich zum Stillen Ozean. Polen wandern zu Millionen nach Deutschland und rücken im 19. Jh. in die freigewordenen Landarbeiterstellen ein. Das sind fast unmerkliche Völkerwanderungen der Neuzeit, die selten an bestimmte Daten und Ereignisse geknüpft sind, die aber im Hinblick auf Jahrzehnte einschneidende Wirkung ausüben.

Es könnte nun die Meinung entstehen, daß wir bestes deutsches Blut nach Westen abgegeben und gleichzeitig slawisches Blut von Osten empfangen hätten, daß dementsprechend unser Volksganzes sich verändert habe. Das wäre auch im bedrohlichen Maße der Fall, wenn jedem Volk eine Rasse entspräche. Da diese Auffassung tatsächlich verbreitet ist, als gäbe es eine germanische oder gar deutsche, eine slawische oder gar polnische Rasse, so ist es nicht zu verwundern, daß die Tatsache fremdländischer Einwanderung mit einer Rassenveränderung in Zusammenhang gebracht wird. Nun ist es sicher, daß etwa der Durchschnittspole eine andere Rassenschichtung von seinen Ahnen her mitbringt als der Durchschnittsdeutsche. Jedes Volk hat eben seine besondere Rassenfrage, seine eigene Rassenordnung. So gibt es von Volk zu Volk jeweils andere rassische Berührungspunkte. Diese sind von Fall zu Fall besonders zu untersuchen. So verbindet uns etwa mit dem südslawischen Volke die dinarische, mit dem dänischen die nordische Rasse. Bringt nun der Angehörige eines fremden Volkes ein Rasseerbgut mit, das sich mit unserem berührt, so ist von vornherein eine Eingliederungsmöglichkeit gegeben. Gehört er dem Teil seines Volkes an, der das meiste

nordische Blut hat, so wirkt er sogar rassesteigernd in unserem Volke, wenn die sprachliche und gesellschaftliche Eingliederung erfolgt ist. Der Sohn des britischen Admirals Chamberlain lebt seit seinem dreißigsten Jahr im deutschen Sprachgebiet und wird in glühender Verehrung für große deutsche Menschen, insbesondere für Richard Wagner, zum Wahldeutschen. Als Schöpfer des großen geschichtsphilosophischen Werkes „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts", als Künder des Führers Adolf Hitler weist Houston Stewart Chamberlain in tiefer Artverbundenheit dem deutschen Volk den Weg in die Zukunft.

Sehr häufig finden wir an den hervorragendsten Stellen des deutschen Kulturlebens die Namen französischer Herkunft. L'homme de la Courbière, der Verteidiger von Graudenz, rettet gegenüber dem Franzosenkaiser die preußische Waffenehre. Der Baron Friedrich de la Motte-Fouqué gibt in seinen Dichtungen der deutschen Sehnsucht nach dem romantischen und ritterlichen Mittelalter Ausdruck. Du Bois-Reymond ist der Name einer bedeutenden deutschen Gelehrtenfamilie. Hans von Marées ist einer der angesehensten deutschen Maler des 19. Jh. Die Beispiele ließen sich bis auf die jüngste Zeit beliebig vermehren. Die Beobachtung der Einwanderungswellen von Frankreich her führt uns zu einer grundlegenden Erkenntnis.

Heute ist uns das vorwiegend von der ostischen und der mittelländischen Rasse bewohnte Frankreich recht fremd geworden. Wir empfinden die rassische Ausdruckskraft dieses Volkes uns oft geradezu als entgegengesetzt. Ursprünglich war aber, wie schon der Name „Reich der Franken" sagt, unser westlicher Nachbar sehr stark von nordischem Blut bestimmt. Der gesamte alte Staatsaufbau Frankreichs beruhte auf der germanisch-nordischen Leistung. Das Erbe der fränkischen Karolinger nahm das Königshaus der Kapetinger in seine Hand, das nahezu ein Jahrtausend Frankreich die Herrscher stellte. Von den ältesten Ahnen dieses bedeutenden Erbstammes, stahlharten und hochgemuten Normannensiegern, wurde schon bemerkt, daß sie ihre Abstammung von einem sächsischen Gemeinfreien namens Witichin herleiteten, der durch Karls des Großen Gewaltmaßnahmen aus seiner Heimat ausgesiedelt worden war. Der Adel, der in Heer und Kirche bis in die Neuzeit hinein die Führer hergab, ist germanischer Herkunft, nordischer Artung gewesen. In den letzten Jahrhunderten ergänzte sich immer wieder die militärische Führerschicht aus deutschem nordischgeartetem Blut. Die großen französischen Marschälle des 18. Jh. sind Graf Moritz v. Sachsen, der Sohn Augusts des Starken, und Graf Luckner, der Ahnherr unseres Seeteufels. Der französische Marschall, dem Napoleon den Ehren-

titel „le brave des braves“ gab, ist der Böttcherssohn Michel Ney aus Saarlouis. In Sedan tritt uns 1870 als Oberkommandierender der französischen Armee Freiherr Emanuel Felix von Wimpffen entgegen. In unserem Jahrhundert sehen wir als den größten Vertreter des französischen Wehrwillens den Marschall Weygand und als den schöpferischen Gestalter des französischen Kolonialreichs Marschall Lyautey, dessen Geburtsname Lautenschläger war. All diese Männer verdanken ihrem germanischen Blut die nordische Artung. Ganz anderen Rassenkräften verdanken die Advokatennaturen der französischen Politik ihren Aufstieg. Die Gestalt eines Briand verkörpert das andere Frankreich, die mindernordische Unterschicht, die in den letzten Jahrhunderten die Oberhand gewonnen hat. Frankreich hat sich „entnordet", und wir Deutschen sind es wiederum gewesen, denen dieser Vorgang zugute gekommen ist. Denn der protestantische Bevölkerungsteil, der seine Heimat im 17. Jh., insbesondere um 1680 verlassen mußte, war die stärker nordische Schicht, die dem von den mittelländischen und ostischen Rassekräften Frankreichs getragenen Katholizismus aus ihrem artgemäßen Unabhängigkeitsdrang heraus Kampf ansagte. Admiral Coligny verkörpert das Hochbild dieses nordischen Widerstandes. Der Zusammenhang der religiösen Kämpfe jener Jahrhunderte mit den rassischen Grundkräften wird uns klar, wenn wir die Karte der Ausbreitung des Protestantismus in Europa mit dem Bereich der nordischen Rasse vergleichen.

Die letzten politischen Machtgruppen der nordisch-fränkischen Herrenschicht wurden dann in der großen Revolution von 1789 zugrunde gerichtet. Auch bei diesen Ereignissen fanden Tausende von Emigranten den Weg nach Deutschland. Adelbert von Chamisso träumte sich zwar in seine Kindheit auf Schloß Boncourt gerne zurück, die rechte Heimat seiner nordischen Seele war aber längst Deutschland geworden.

Gerade in Frankreich ist es dann auch Graf Gobineau, ein Nachkomme uralten normannischen Adels gewesen, dem als ersten die Grundtatsachen der französischen und damit auch der europäischen Rassengeschichte ins Bewußtsein drangen.

Noch deutlicher wird die Art dieser Vorgänge an einer weniger bekannten Einwanderungsbewegung. Im 17. Jh. lassen sich Tausende italienischer Familien in Süddeutschland, vor allem in den Ländern der Pfaffengasse, nieder, z. B. v. Vacano im 17. Jh. im Kurfürstentum Trier, Bannizа 1670 Mainz, v. Zerboni di Sposetti 1675 Österreich, v. Brentano, v. Guaita Frankfurt a. M., Belli von Pino 18. Jh. Altdorf und viele andere. Grade hier scheint eine noch größere Fremdartigkeit vorzuliegen. Die Rasseforschung bringt aber auch da eine Lösung. Verfolgt man die Abstammung dieser

Italiener in ihren Herkunftsgebieten, z. B. der Brentano oder Pallavicini, so ergibt sich lombardischer Ursprung, das rassische Bild zeigt starke nordische Beimischung. Im einzelnen läßt sich das etwa so denken: Infolge der Übervölkerung zieht ein Lombarde als Baumeister oder Kaufmann in die Rheingegenden, um dort Brot zu finden. Spricht in ihm nordisches Blut an, so wird er in der neuen Heimat, in dem ungewohnten Klima schneller, leichter wurzeln, ja er wird sogar dort heiraten und sein eigenes nordisches Ahnenerbe mit dem deutschnordischen zu einer harmonischen Einheit verbinden. Ähnlich war es ja, als einst die Langobarden in der Po-Ebene die Landschaft ihrer Seele fanden, die sie wohl der heimischen Elbniederung vergleichen konnten. Hier wie dort wuchsen dann als sichtbarer seelischer Ausdruck die herben roten Backsteinkirchen empor. Spricht das nordische Blut zu wenig an, so wird der italienische Einwanderer nur dem Broterwerb nachgehen und bei der nächsten Gelegenheit der unstillbaren Heimatsehnsucht folgen und in den ihm artgemäßen Süden zurückwandern, wie etwa der Chinese nach einem arbeitsreichen Leben in der Fremde doch immer wieder zum heimischen Herde zurückstrebt. Bleibt er dennoch, so wird sich sein Name nicht lange erhalten können, da er physisch und seelisch sich schwer in die neue Umwelt fügt. Bemüht man sich um die seelischen Voraussetzungen, die sich bei Tausenden von Einzelvorgängen immer wieder feststellen lassen, so wird man imstande sein, ihre rassische Bedeutung richtig einzuschätzen. Daraus ergibt sich auch eine Erklärung dafür, daß der Adel der europäischen Völker so leicht auch blutmäßig zueinander findet, ist er doch in seinem Ursprung eine nordische Oberschicht. Im Bilde gesehen scheint es, als flösse aus der Herzkammer Deutschland das Nordblut durch tausend Adern in den europäischen Raum und als kehrte es in hundert Adern in die Herzkammer wieder zurück zu neuer Durchläuterung. Der neueste Vorgang dieser Art ist die allmähliche Eindeutschung eines Teils der russischen Emigranten, nachdem die nordische Herrenschicht Rußlands zeitweise durch asiatische Kräfte verdrängt worden ist. Der ganze staatliche Aufbau des Abendlandes beruht auf den festen Stützen des *nordrassischen Adels*, seien es nun die gotischen Geschlechter in Spanien und Südfrankreich, die lombardischen in Italien, die normannischen in Frankreich, England, Rußland. Selbst der polnische Adel verdankt seine Einrichtung und seinen Aufbau dem nordischen Rassenwillen. Der Gründer des polnischen Staates trägt den Wikingernamen Dago.

Die Hauptträger des preußischen Widerstandes gegen den deutschen Ritterorden in Samland, die Withinge, sind germanisch-nordischer Herkunft. Heldengestalten wie Sclodo, Glando, Glappo, Heinrich Monte, Nalubo

sind Nachkommen der skandinavischen Goten, die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten an den Küsten des Samlandes landeten. Wichtig für den Familiengedanken dieser Herrenschicht sind ihre Ehebestimmungen: „Die Edelsten von ihnen, Söhne der gotischen Heerführer und Volkskönige, hielten ihren Stamm rein und durften als erste und eigentliche Gemahlin nur eine gotische Frau nehmen. Das fünfte der siebzehn Gesetze, das die Gotenführer nach siegreichem Einbruch ihrem vor der Feste Honeda versammelten Volk — der Orden gründete hier später Balga — verkünden, lautet: „Die Menner mögen drei eheliche Weiber haben mit dem Unterschied, daß die erste und oberste soll sein von dem Geschlechte und Geburt derer, die mit uns ins Land kommen sind, die andern mögen sein von den Gefundenen."[1])

So verbirgt sich unter fremden Namen oft genug artverwandtes Blut. Gewiß wird aber durch den Einstrom slawischen Blutes auch die ostische und ostbaltische Erbmasse unseres Volkes vermehrt, und man wird sich immer wieder die Schicht genauer ansehen müssen, die in Deutschland Fuß fassen will. Die polnischen Adelsfamilien Posens und Pommerellens haben sich oft sehr schnell in den preußischen Stil hineingefunden. Im Kadettenkorps folgten die Jungen denselben Ehrengesetzen wie die Rein-Deutschstämmigen. Die Landarbeiterschaft führte viel stärker fremdes Blut und fremde Wertungen mit. Sie war aber auch größtenteils geneigt, ihr verdientes Geld in der angestammten Heimat winters zu verzehren.

In der Tschechoslowakei ist die rassische Ähnlichkeit von Deutschen und Tschechen meist sehr groß. Die Folge ist, daß ein Übergang von einem Volkstum zum andern überraschend schnell erfolgt. Wenn die Vertreter deutscher Parteigruppen Czech und Spina heißen und tschechische Politiker Frank und Englisch, wenn der Gründer der Vorkämpferbewegung des Tschechischen Nationalismus, der Sokoln, Friedrich Thiersch ein Deutscher ist, wenn Präsident Masaryk von Mutterseite deutschen Blutes ist, so wird die Gefahrenlage des deutschen Volkstums angesichts dieser leichten Übergangsmöglichkeiten klar. In Ungarn, wo jeder fünfte magyarisch sprechende Ungar einen deutschen Blutsanteil hat, ist dieser Vorgang schon weiter gediehen. Und doch haben das ungarische und auch tschechische Volk ein anderes rassisches Richtungsbild als wir. Man sieht das etwa an den Idealfiguren der tschechischen Geldscheine, an den Gesichtszügen der Ziskadenkmäler, an Propaganda- und Wahlplakaten.

So wird man ganz allgemein bei den Völkern von einem solchen rassisch-

1) Nach Heinrich Bauer, „Die Geburt des Ostens". Frundsberg-Verlag, Berlin 1933, S. 100.

volkhaften Richtungsbild sprechen können, das auf die Möglichkeit zur Bildung einer Rasse zweiter Ordnung weist. Man braucht bloß den Künstlern zu folgen, denen es ja aus innerer Schau gegeben ist, das Seelenbild ihres Volkes widerzuspiegeln. Sehr deutlich ist das bei den Amerikanern, wo trotz der tatsächlichen rassischen Vielfältigkeit die Richtung auf eine bestimmte Ausprägung der nordischen Art etwa im Kopfe des verstorbenen Präsidenten Harding ganz deutlich ist. Will man wissen, welche Richtung die Rassenneuschichtung in Sowjetrußland nimmt, so braucht man nur die Propagandaplakate und die Briefmarkenbilder zu betrachten. Man könnte auch aus den Plakaten der früheren deutschen Wahlkämpfe auf die rassischen Hintergründe schließen, wäre nicht das nordische Bild bei uns so zwingend, daß selbst am wenigsten nordische Gruppen nicht ganz auf das nordische Richtungsbild zur Beeinflussung der Massen verzichten konnten.

Stellen wir also die Frage: wer ist deutschen Blutes, so werden wir ohne Bedenken alle anerkennen können, die einen andersvölkischen Ahnenbestandteil haben, wenn er sich in unser gesamtdeutsches Rassebild harmonisch fügt.

Ein eindrucksvolles Beispiel ist Mirko Jelusich, der deutsche Dichter, der Führer und Vorkämpfer des Kampfbundes für deutsche Kultur in Österreich.

Sein mütterliches Ahnenerbe ist deutsch und nordisch, aber auch sein Vatererbe, das südslawischem Volkstum angehört, drängt in seinem nordischen Bestandteil zum Deutschtum. Das Gefühl beschwingte den Willensentschluß zum Deutschtum, so daß wir ihn bedenkenlos als einen der Unsern, als einen unsrer Besten ansprechen konnten. Daß eine solche Volksentscheidung aus den dunklen Untergründen des Gefühls, des rassischen Erbgutes in das helle Bewußtsein der Willensentscheidung erhoben wird, erhoben werden muß, erleben wir in unserer Zeit der nationalen Auseinandergliederung immer häufiger. So stand es mit dem Entschluß von Hunderttausenden von Kärntnern und Masuren mit slawischen Namensformen. Sie fühlten die Steigerung ihres Rasseguts, des Besten ihrer Wesenheit nur im deutschen Volkstum, sie fürchteten eine Minderung ihrer Lebenshöhe in der rassisch andersgeschichteten Umwelt des slawischen Volksstaates.

Volk ist also immer die Macht, die den rassischen Rohstoff formt, für alle sichtbar und bewußt gestaltet, während Rasse im Unbewußten bleibt, der Urgrund ist, aus dem alles wurzelt, der aber im allgemeinen nur geahnt, nicht gewußt wird. Unter den gesunden Verhältnissen der Ursprungszeiten, der Volkwerdung ist deshalb nie von Rasse ausdrücklich die Rede, bleibt

der Begriff nahezu unbekannt, um so mehr wird aber der Rasse gedient, ihren erfühlten Gesetzen gehorcht. Das drückt sich aus in den Ehe- und Wehrgesetzen, die streng darüber wachen, wer Volksbürger, wer Träger des Staates ist. So ist es nicht verwunderlich, daß die Rassenlehre in dem Augenblick sichtbar wird, ins Bewußtsein gelangt, wo Rasse nicht mehr selbstverständlich ist, wo sie gefährdet wird in ihrem Bestand. In Frankreich war es, als die Rassenordnung, die Frankreich durch ein Jahrtausend aufgebaut hatte, gründlich erschüttert war. Gobineau erscheint wie ein Grabredner einer großen Vergangenheit. Ganz anders in Amerika. Dort wirkte Madison Grant in dem Augenblick, wo eine riesenhafte Aufgabe dem amerikanischen Volk bewußt wurde, aus den tausend Mosaikteilchen der europäischen Einwanderung ein einheitliches, ins Große gerichtetes Bild zu schaffen, wenn man nicht in einem Rassenchaos zugrunde gehen sollte. Noch nie zuvor war in der Weltgeschichte vor einer Hundertmillionenschaft von Menschen eine solche Frage aufgetürmt worden. Die Einwanderungsgesetzgebung zeigt, daß wenigstens der Versuch gemacht wurde, der großen Forderung Herr zu werden.

Schon scheint es ja, als würden Klima und Boden dort die gebietenden Richter der Auslese werden, indem das weiterwächst, was in dem Wind Amerikas bestehen kann, das allmählich abstirbt, was der Boden nicht nähren will.

Bereits sehen wir scheinbar unabhängig von den anthropologischen Meßbarkeiten das amerikanische Gesicht sich formen, sehen wir, wie sich die amerikanischen Züge schon in die zweite Geschlechterfolge der Einwanderer unverkennbar eingraben. Das alles jedoch erfolgt auf dem Urgrund der nordischen Rasse. Das amerikanische Gesicht wird deutlich als eine Spielart des nordischen Antlitzes. Das neue Volk wird dort geschaffen werden, wenn nicht das unselige Erbe des jüdischen Rassengefüges sich verwirrend dazwischenmengt.

Bei uns war der Boden für die Bewußtmachung des Rassegedankens bereitet, als das Großstadtgemenge unsere landschaftlich gebundene Volkheit jäh und planlos durcheinanderwarf und als in diesen Vorgang, der sich vielleicht wieder natürlich hätte entwirren können, das Judentum eingriff, um die Sicherheit unseres unbewußten angeborenen Rassegefühls ein für allemal zu erschüttern. So kam es, daß der neue Rassegedanke in Deutschland aus dem Antisemitismus heraus geboren wurde. Theodor Fritschs Leben bezeichnet diesen Kämpferweg. Vor dem jüdischen Antlitz wurden wir uns unserer Art, unserer Aufgabe in ganz allmählichem Ringen bewußt.

So war es für die Familienkunde auch die Ariergesetzgebung, die ihr eine neue ungeahnte Bedeutung gab. Mit diesem Augenblick war sie nicht mehr lediglich eine Pflegestätte teurer Überlieferung, sondern die erste Hüterin des rassischen Erbes, der Reinhaltung des Blutes. Ihr wurde die Aufgabe zuteil, an erster Stelle mitzuwirken an der Loslösung aller rassefremden Teile aus dem deutschen Volkskörper. Noch volkswichtiger für die Zukunft wird sie aber dadurch werden, daß sie über die Gesundhaltung des deutschen Blutes wachen wird. Sehr eindrucksvoll hat die Volksaufklärung des Dritten Reichs auf die erschreckenden Tatsachen hingewiesen, daß ein großer Teil des Volksvermögens für mehrere Hunderttausend erbkranker Menschen jährlich ganz unförderlich aufgewendet wird, während gutrassige und gesunde Menschen darben müssen. Auf diesem Gebiet wird die künftige Arbeit der Familienkunde die entscheidenden Aufschlüsse geben, um das ungehemmte Nachwachsen der erbkranken Bevölkerung einzudämmen.

Familie, Rasse, Volk sind die drei großen Gegebenheiten, in die der einzelne von Natur hineinwächst. Zugleich sind sie aber dem heranwachsenden Menschen Aufgabe, Lebensrichtung. Wie das Christentum durch die Taufe das Gottesgeschöpf bezeichnet, durch die Einsegnung aber erst die bewußte Entscheidung für die christliche Weltanschauung herbeiführt, so verlangen auch die drei Naturmächte ein bewußtes Hineinwachsen, einen Willensvorgang, der das Erkennen und Anerkennen der ihnen innewohnenden Forderungen herbeiführt. Familie, Volk, Rasse stellen alle den Menschen vor ein im göttlichen Willen bedingtes: Du sollst! „Werde, der du bist" heißt: „Entfalte die besten Kräfte deines Wesens." Du bist Träger eines Erbgutes, das die Rasse begründet hat und das Volk und Familie geschichtlich wirksam gemacht haben. Durch dich hindurch geht der große Strom des Blutes. In diesem Leibe muß es rein und lauter weitergegeben werden an das kommende Geschlecht. Rasse ist der große Urgrundstoff, mit dem Völker geformt, Staaten gebaut wurden. Volk ist Gottes Wirklichkeit auf Erden, Volkszugehörigkeit eine stetige sittliche Forderung. Familie ist die Hegestätte, von der aus der einzelne seinen Platz erhält im großen Volkszusammenhang, Familie ist Sachwalterin für das Volk, ist Pflegerin des rassischen Gutes.

Damit erhält die neue Volkssippenforschung ihren tiefen Urgrund, ihre Weite des Blicks, ihre feste Aufgabe im Neubau des Reichs.

Sie wird zur lebendigen Wissenschaft, weil sie der Volkwerdung Richtung gibt und den einzelnen mit nahezu religiöser Eindringlichkeit an seine Aufgabe mahnt als Erben einer geschichtlichen Vergangenheit, als Ahnen des kommenden Deutschlands.

Anhang.

Familie, Rasse, Volk in der Schule.

a) Vorbedingungen für den Lehrer.

Die Grundvorstellungen der gegenseitigen Beziehungen von Familie, Rasse, Volk müssen bereits in der Schule lebendig werden. Nicht anders kann der innere Aufbau des nationalsozialistischen Staatswesens klar werden. In der höheren Schule bietet sich dazu die Möglichkeit in den drei Unterrichtsfächern Deutsch, Geschichte und Biologie, die auf diesem Gebiete zu einer einzigartigen Zusammenarbeit gelangen können.

Vor jeder Übertragung solchen Wissens an andere ist es notwendig, daß der Lehrende selbst an seinem eigenen Dasein über die Grundkräfte unseres Volkszusammenhanges klar geworden ist. Es muß selbst den familienkundlichen Weg gegangen sein und das Erlebnis seines Ahnenerbes in sich tragen. Es handelt sich ja in unserem Falle um eine Wissenschaft, die wir nicht kühl und unbeteiligt neben uns hinstellen und beliebig von uns werfen können, sondern die an die Grundfesten unseres Seins rührt und unser persönlichstes Leben ganz und gar umschließt. Wir begreifen, daß es sich um eine neue Art der Wissenschaftsausübung handelt, um die lebendige Wissenschaft des Dritten Reichs, die nicht neben den Dingen des alltäglichen Lebens zu stehen vermag, sondern die in alle Lebensbeziehungen energisch hineindringt und die unserm ganzen Dasein entschieden Richtung geben will.

Der Lehrer dieser neuen Familienkunde in der Schule muß sich selbst als Träger des Ahnenerbes genau kennen, er muß die kennzeichnenden Züge der Erbstämme zu enträtseln suchen, aus denen sein Blut stammt. Er muß auch im Kreise seiner Blutsverwandten und Versippten ein tätiger Förderer des Familiengedankens sein.

Dann erst wird sein Lehren wirksam werden, wird er den Glauben zünden an die Grundkräfte unseres Wesens, wird er den Willen wecken zur Neuschaffung der Volkseinheit.

Es ist nicht Aufgabe dieser Schrift, die familienkundliche Methode in der Schule zu erörtern. Das technische Rüstzeug wird hier als bekannt vorausgesetzt.[1]) Hier kommt es vielmehr darauf an, den Weg zu zeigen, wie die Familienkunde in der Schule mit dem Rassegedanken verknüpft werden kann und bei welcher Gelegenheit eine solche zusammenfassende Betrachtungsweise möglich ist.

b) Auswertung des familienkundlichen Grundwissens.

Das Familienbewußtsein beginnt beim Familiennamen. Schon seit langem ist es für den Deutschlehrer eine beliebte Stunde, die Namen seiner Schüler zu erklären. Oft genug geschieht dies in einer Vertretungsstunde aus dem Stegreif. Nichts ist unverantwortlicher als das. Wieviel Fehldeutungen mögen sich auf Grund solcher im Augenblick geäußerter Lehrererklärungen bereits in den Köpfen festgesetzt haben. Der Familienforscher weiß es, daß es kein schwierigeres Gebiet gibt als die Namenerklärung und daß in vielen Fällen eine Namendeutung ohne Kenntnis der Familiengeschichte, der Namensherkunft, der ältesten Namensform eitel Zauber ist. Viel zu wenig bekannt ist es, daß heute neben Heintze-Cascorbi[2]) die maßgebenden familienkundlich begründeten Namenbücher die Werke von Josef Carlmann Brechenmacher[3]) und Max Gottschald[4]) sind.

In Ostelbien müssen außerdem oft genug auch slawische Sonderwerke, etwa das niedersorbische Wörterbuch Professor Muckes, herangezogen werden. Die Stunde der ersten Namenerklärung muß mit größter Sorgfalt vorbereitet werden, damit nicht durch leichtfertige Deutungen gefährliche Vor- und Fehlurteile gepflanzt werden. Insbesondere ist der Laie geneigt, mit fremdklingenden, insbesondere polnischen und tschechischen Namen auch Vorstellungen von einer rassischen Andersartigkeit zu verbinden. Hier wird also gleichzeitig mit der Namenerklärung der Begriff der Deutschblütigkeit zu klären sein. Die deutschen Namen Veilchenfeld und Katzenellenbogen haben

---

1) Vgl. dazu meine Arbeit: Familienkunde im Unterricht an höheren Schulen (Nationalsoz. Erziehung 2. Jg., Nr. 29) und die beiden Aufsätze aus praktischer Schulerfahrung: Dr. Wilhelm Hussong, Familienkunde und Schule (Archiv für Sippenforschung 1929, 8) und Emil Jörns, Familienkunde in der Schule (Archiv für Sippenforschung 1931, 8). Jörns ist Verfasser des gleichnamigen bei Degener, Leipzig erschienenen Buches (Heft 24 des Praktikums für Familienforscher). Weitere wertvolle Schrifttumsnachweise bei G. Fr. Studt, Familienforschung und Schule (Familiengeschichtliche Blätter 1928, 5).

2) Die deutschen Familiennamen, jetzt in 7. Aufl. 1933.

3) Deutsches Namenbuch, Stuttgart 1928.

4) Deutsche Namenkunde, München 1932.

fremdrassige Träger, die Sedlazek, Thomaschewski, Tschermak sind uns rassisch zugehörig. Stellen wir die alte deutsche Dorfgemeinschaft aus den noch heute verbreiteten Familiennamen wieder den Schülern vor Augen, so gelingt dasselbe für die bauernentstammten Träger slawischer Namen, z. B. Woithe (Schulz), Kowalski (Schmidt), Nowack, Noack (Neubauer) u. a.

An den Hugenottennamen der Schüler oder ihrer Vorfahren lehren wir wichtige rassenkundliche Zusammenhänge, die geeignet sind, das Rassenbewußtsein der Schüler zu stärken. Ähnlich lassen sich die Salzburgernamen ostpreußischer Kinder auswerten, ist doch die Salzburgeraustreibung ein besonders deutlicher Abschnitt in der tragischen Volks- und Rassengeschichte des deutschen Österreich. An den Familiennamen, die altgermanischen Personennamen ihren Ursprung verdanken, lassen sich die rassischen Hochwerte unserer germanischen Vorfahren aufzeigen, ein freier hochgemuter Gottesglaube, eine starke Bejahung des Kampfgedankens, des Willens zu Wehr und Widerstand.

Das alles wird freilich nicht auf einmal gebracht werden können. Zum erstenmal in Sexta oder Quinta begnügen wir uns mit kulturgeschichtlichen Bildern, in der Untertertia können wir bereits in Fragen der Volkszugehörigkeit eindringen. Von Untersekunda ab ist ein tieferes Verständnis für die Verknüpfung mit rassengeschichtlichen Fragen zu erwarten.

Ähnlich steht es mit der Beschäftigung mit den wichtigsten familienkundlichen Darstellungsformen. Auf der Unterstufe bringen wir die Stamm- und die Ahnentafel ganz für sich und für jeden persönlich ohne verwirrende Verflechtungen. Auf der Mittelstufe ordnen wir die ganz persönlichen Ahnentafeln und die durch den Zunamen verbundenen Stammtafeln in die großen Zusammenhänge von Stamm, Stand und Volk ein und sehen als das Wesentliche das Erlebnis der Volksverbundenheit durch die Ahnengemeinschaft an, auf der Oberstufe — vielleicht schon von Untersekunda an — decken wir die rassenmäßigen Zusammenhänge auf und üben an Abstammungs- und Ahnentafeln die erbbiologische Betrachtungsweise.

Die höhere Schule kann sich diesen allmählichen stufenweisen Aufbau in der Erkenntnis gestatten, daß sie den jungen Menschen bis zur Grenze des Erwachsenseins begleitet. Die Volksschule wird versuchen, in ihren letzten Schuljahren manche tiefere familienkundliche Erkenntnis zu vermitteln, muß jedoch damit rechnen, daß das sippenkundliche Verständnis bei ihren Altersklassen noch nicht in jeder Beziehung zu wecken ist. Insbesondere muß die Verknüpfung mit der Rassenlehre und der Erbbiologie erst einem höheren Alter vorbehalten bleiben, das die seelischen Voraussetzungen dafür mitbringt.

Die Betrachtungsart der Unterstufe wird am besten im Sinne der Volkskunde ausgeweitet werden, so wie es Wilhelm Heinrich Riehl uns gewiesen hat. Die Mittelstufe soll zu bevölkerungspolitischen Fragen vorstoßen. Hier haben wir schon manche gelungenen Versuche zu verzeichnen. Eine förderliche Arbeit läßt sich hier vorzugsweise auf solchen Gebieten leisten, die noch einen organischen Bevölkerungsaufbau zeigen, wo noch eine bodenständige Einwohnerschaft zu Hause ist. Auf dem Dorf und in der kleinen Stadt sind solche Arbeiten noch ausführbar, wie sie E. Hauptmann in seiner „Heimatkunde"[1]) und neuerdings Heinrich Schleunes in seinem Aufsatz „Volksgemeinschaft durch Ahnengemeinschaft"[2]) geschildert haben. Es gelingt Schleunes in einer Schulklasse, der II. Knabenklasse der Gruneliusschule zu Oberrad bei Frankfurt a. M., für 19 Kinder die Ahnengemeinschaft durch 36 seit mehr als hundert Jahren, zum Teil bis zu 500 Jahren ortsansässige Familien nachzuweisen. Den Kindern wird also bewußt, daß sie alle irgendwie miteinander blutsverwandt sind, so wie es etwa früher schon bei den Schülern einer Ritterakademie oder Kadettenanstalt der Fall war, die innerhalb ihrer Schicht das Bewußtsein weitgehender Blutsgemeinschaft verband und stolz machte. Was dort der Schicht zugute kam, gilt hier dem Volksganzen. Denn leicht kann die weitere Ahnenverflechtung mit den Nachbardörfern aufgezeigt werden, und von da kann man Schlüsse ziehen auf die immer weitergehende Verbundenheit von Gau zu Gau, bis man das ganze deutsche Volk als eine solche Blutsgemeinschaft sieht. Von hier ist der Weg zum Verständnis für das große Werk der deutschen Ahnengemeinschaft, der in Dresden entstandenen deutschen Ahnenkartei leicht zu finden.

Schwieriger ist es im Großstadtchaos, aus den Beiträgen der Schüler ein solches Erlebnis zu wecken, zeigt sich doch hier gerade oft eine erschreckende Zusammenhanglosigkeit untereinander und mit der heimischen Landschaft. Hier heißt es dann, aus den verschiedensten Ahnentafeln gemeinsame Grundlinien herauszuarbeiten, etwa auf den Gedanken hin, daß das deutsche Volk einst ein Bauernvolk war und daß jede großstädtische Ahnentafel früher oder später in die ländliche Schicht zurückführen muß. Der Nachweis der Ahnengemeinschaft großstädtischer Schüler wird mit den gewöhnlichen Mitteln selten gelingen. Hier gibt es aber andere Mittel, die deutsche Ahnenverflechtung klarzumachen. Wir verfolgen die Zahlenverhältnisse einer Ahnentafel und kommen etwa für die 20. Geschlechterfolge auf über eine

1) Th. Weicher, Leipzig 1922.
2) Familiengeschichtliche Blätter, April/Mai 1934.

halbe Million Vorfahren, erreichen in drei weiteren Geschlechterfolgen eine errechnete Summe von über vier Millionen Ahnen, zählen also etwa für die Zeit der Kreuzzüge eine Vorfahrenzahl, die die damalige Einwohnerzahl Deutschlands übertrifft. Je weiter wir zurückgelangen, um so schroffer wird das Mißverhältnis zwischen Ahnen- und Einwohnerzahl. Da jeder theoretisch über die gleiche Ahnenmenge verfügt, kommen wir zwangsläufig zu einer Reihe wichtiger Feststellungen, einmal, daß wir alle, je weiter wir zurückgelangen, durch eine immer größere Ahnenzahl miteinander verflochten sind, dann, daß das ganze mittelalterliche deutsche Volk gewissermaßen unser aller große, geschlossene Vorfahrenschaft darstellt. Damit erhält die deutsche Geschichte für jeden persönlich ein ganz veränderte blutmäßige Bedeutung.[1]) Er wird sich darüber klar, daß sowohl Tausende der Italienfahrer, die mit den Staufern über die Alpen zogen, seine Vorfahren gewesen sind als auch viele andere Tausend, die mit Heinrich dem Löwen die Slawen niederhielten. Seine Ahnen haben alle großen Kämpfe der älteren deutschen Geschichte auf beiden Seiten ausgefochten, sie waren Karls Krieger und Wittekinds Mannen, sie waren Vorkämpfer der Reformation und treue Anhänger des alten Glaubens. So umspannt jeder einzelne in seinen Ahnen das gesamtdeutsche Geschehen und wird sich dessen bewußt, daß er über Stammes- und Standesschranken hinweg eins zu sein hat, Deutscher schlechthin.

Im einzelnen wird es wertvoll sein, die Beteiligung von Vorfahren an vergangenem deutschen Geschehen nachzuweisen. Eine sorgfältig aufbewahrte Kriegsdenkmünze mit Begleitschreiben aus dem Jahre 1813, ein Schriftstück Friedrichs des Großen über die Ansiedlung eines Kolonisten in der Mark, die urkundliche Feststellung etwa bei dem Geschlecht von Schack, daß der älteste bekannte Vorfahre als Zeuge Heinrichs des Löwen in Lübeck siegelte, all das verbindet uns viel unmittelbarer mit der deutschen Vergangenheit als die beste historische Darstellung.

Den edelsten Ausdruck dieses Ahnengefühls finden wir in dem Gedicht des Freiherrn Otto von Taube „Meine Ahnen“: [2])

Die eine war von königlichem Stand,
um ihren Schleier stand der Heiligenschein,
Birgita hieß sie, und das heilige Land
sah ihren Zug, Rom ihren Totenschrein.

---

1) Hinweise für das Rechnen an der Ahnentafel gibt Dr. Gerhard Steiner in „Lebendige Familienforschung und Familiengeschichte in der Schule. A. W. Zickfeldt, Osterwieck 1934. S. 30—34.

2) Archiv für Sippenforschung 1929, 1.

Die anderen wieder waren Junker gut
und waren Krieger, Richter, freie Herrn,
und wieder andere bauten selbst ihr Gut
als Bauersleute im Norden streng und fern.

Mit straffen Armen schlugen zwei den Stier,
an ihrer Seite hing der zünftige Stahl,
und den Minister gabs mit Ordenszier,
den Ratsherrn, Denker, Pfarrer, General.

Es gab den Bergmann mit dem Grubenlicht,
den Kaufmann gabs. Und alle waren gut.
Von ihnen allen hab ich das Gesicht
und ihrer aller Blut in meinem Blut.

Hildesheim, im August 1928.

Bei der oben angestellten Zahlenerwägung wäre auch der Vorgang des Ahnenverlustes im einzelnen zu klären. Schon die Tatsache, daß der Ahnenverlust auf jeder Ahnentafel auftritt, nur, daß er bei der einen früher, bei der andern später festzustellen ist, lenkt uns zu einer bedachtsamen Bewertung der Inzucht. Erkennen wir dann die Verwandtenheirat als selbstverständliche und feststehende Einrichtung in geschlossenen ländlichen Wohnbezirken, so werden wir ihre Bedeutung im guten Sinn als Träger einer geschlossenen Haltung und gefestigten Gesinnung und im schlechten Sinne als Verstärker ungünstiger Bluteinflüsse richtig einschätzen. Wir werden dann auch ermessen, warum die Kirche hier besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte und der Papst sich bis heute für den katholischen Volksteil eine dauernde Überprüfung der Verwandtenehen vorbehalten hat. Pfarramtliche Akten dieser Art liegen z. B. im Stadtarchiv zu Recklinghausen. Die überall beigefügten Verwandtschaftstafeln geben wichtige familienkundliche Aufschlüsse, die Begleitschreiben lassen erkennen, mit welcher Sorgfalt man sich bereits vor 100 Jahren diesen Fragen zugewandt hat.

Ein gutes Arbeitsfeld für die Ahnentafelforschung auf der Schule bieten die übersichtlich angelegten Ahnenreihen aus allen deutschen Gauen, die dem Archiv für Sippenforschung regelmäßig beigegeben sind. Hier gibt es die beste Möglichkeit, nach der Weisung des Lehrers die Kunst des Zwischen-den-Zeilen-lesens zu erlernen. Auf Grund dieses reichen Stoffes lassen sich Ahnenkreise zeichnen, die etwa für die 16-Ahnenreihe die Volks- und Stammeszugehörigkeit auf entsprechend große Sektoren verteilen, wobei ein konzentrischer mittlerer Kreis die stammesmäßige Umwelt des Ahnenträgers bezeichnet und ohne Zwischenlinie in den Sektor der gleichen Stammesherkunft übergeht. Beispiele für diese Darstellungsart finden sich

in meiner Arbeit: Die Fragen der Stammeszugehörigkeit und ihre Darstellung.[1]) Nach diesem Muster ließen sich für eine Schulklasse Mappen anlegen, die für jeden einzelnen unter Berücksichtigung der noch verhältnismäßig leicht erreichbaren 8-Ahnenreihe den Kreis der Stammes- und Volkszugehörigkeit enthalten. Diese Kreise könnten dann nach verschiedenen Gruppen geordnet miteinander verglichen werden.

Erst den Klassen von Untersekunda an vorbehalten erscheint mir die Auswertung bebilderter Tafeln. Hier könnten Ahnentafeln mit allen erreichbaren Bildern zusammengestellt werden und Abstammungstafeln, die in möglichst breiter Ausdehnung auf die beiden oder drei letzten Geschlechterfolgen photographisch einwandfrei am besten selbstgemachte Aufnahmen enthalten. Damit gleichzeitig wird die rassenkundliche Personenbeschreibung an den lebenden Verwandten versucht. Dafür sind dann wissenschaftlich einwandfreie Formblätter zu verwenden wie das von Professor Dr. S. Kaestner ausgearbeitete.[2]) Selbstverständlich werden diese Arbeiten im steten Hinblick auf die bekannten erbbiologisch wichtigen Abstammungstafeln in Angriff genommen. Ein besonderer Wert kommt in dieser Beziehung den Tafeln Kallikak (Goddard), Musikerfamilie Bach, Gelehrtenfamilie Darwin, der Darstellung über den Erbgang der Kurzfingrigkeit (Arthur Heller in den Familiengeschichtlichen Blättern, Februar 1922) und der Schloeßmannschen Abstammungstafel für die Bluterkrankheit zu. Damit wird für die Aufstellung eigener Tafeln ein deutliches Blickfeld gewonnen.

Auf dem Gebiete der Bevölkerungslehre bietet die aufmerksame Betrachtung vieler Stammtafeln in den gothaischen Taschenbüchern und im deutschen Geschlechterbuch bei richtiger Auswertung die wesentlichen Erkenntnisse.

Als Beispiel diene die Stammtafel des Geschlechts Banniza. Matthias Banniza hat aus erster Ehe sechs Kinder, von denen nur der älteste 1696 geborene Sohn und der jüngste 1708 geborene Sohn heranwachsen und eine Familie gründen. Die in der Zwischenzeit geborenen vier Kinder starben im Kindesalter. An diesen einfachen Feststellungen aus dem Kirchenbuch lassen sich nun eine Reihe von Erwägungen anknüpfen. Der älteste Sohn ist der Ahnherr einer nach über 600 Personen zählenden, größtenteils erbgesunden und aufstrebenden Nachkommenschaft, der jüngste Sohn aber wurde selbst einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit und Vater und Großvater von nicht minder bedeutenden überdurchschnittlich begabten Personen,

1) Archiv für Sippenforschung 1930, 1.
2) Formular Nr. 90. Verlag Degener & Co., Leipzig.

z. B. des Rektors der Universität Innsbruck, Josef Leonhard Banniza v. Bazan, der die Gesetzgebung seiner Zeit nachhaltig beeinflußte, und des Freiherrn Banniza von Hohenlinden, der als Maria-Theresien-Ordensritter einer der ausgezeichnetsten Offiziere seiner Zeit wurde.

Offenbar war also in dem jüngsten Sohn des Matthias Banniza durch Schicksalsfügung die günstigste Zusammenfügung des Ahnenerbes wirksam geworden. Nach heutiger Übung wäre es aber kaum zur Geburt eines sechsten Kindes gekommen. Man hätte sich mit einem oder zwei Kindern begnügt. Die Möglichkeiten des Ahnenerbes können also erst bei größerer Kinderzahl ausgenutzt werden. Darauf weisen uns auch die Untersuchungen über die Geschwisterzahlen hervorragender Männer und über die Stellung des überdurchschnittlich Begabten innerhalb der Geschwisterzahl.

Wir sind uns darüber klar, daß hier verschiedene Einwirkungsmöglichkeiten in Betracht zu ziehen sind, daß z. B. sicher auch das Alter des Vaters und das der Mutter für die Gunst der Geburtsstunde von Bedeutung sind.

Ferner können wir bei dem oben erwähnten Beispiel erwägen, daß bei dem Hochstande der ärztlichen Wissenschaft die vier Kinder wahrscheinlich nicht so früh verstorben wären, vielleicht hätte das eine oder andere sogar das Erwachsenenalter erreicht und Nachkommen in die Welt gesetzt. Die Frage ist nur, ob die damals stärkere natürliche Auslese nicht von vornherein weniger Lebenstüchtige ausgemerzt hat und dadurch den Gesamtstand der Bevölkerung gesunder und erbtüchtiger erhalten hat. Heute gelingt es in den meisten Fällen, das eine oder die beiden Kinder der Familie am Leben zu erhalten und auch dann, wenn sie wenig lebenstüchtig sind, unter Aufbietung aller ärztlichen und geldlichen Mittel großzuziehen. Während man also vielfach Menschen, die unter den früheren Umständen einer stärkeren natürlichen Ausmerze nicht groß geworden wären, heute Erbträger werden läßt, bleiben die Kinder ungeboren, die vielleicht unter zehn oder zwölf Kindern die günstigste Verbindung des elterlichen Erbgutes mitbringen und die deshalb am besten zur Führung des Volkes geeignet sind.

In einer Stammtafel mit aufstrebender Geschlechterfolge wird in jedem Fall ein Blick auf das Ahnenerbe zu werfen sein, das die Ehefrau mitbringt. So bringt z. B. die Eheschließung des Rechtsgelehrten Josef Leonhard Banniza von Bazan mit der Oberstleutnantstochter Anna Maria Sabina v. Bernet aus alter Soldatenfamilie eine entscheidende Wendung in die Familiengeschichte. Von nun an werden die Nachkommen fast ausschließlich Offiziere, freilich ohne ganz das väterliche Erbteil zu verleugnen. Von den Söhnen studiert der eine noch die Rechte, sucht dann einen Ausgleich zwischen

väterlichem und mütterlichem Ahnenerbe, indem er es für einige Zeit mit der Militärgerichtsbarkeit versucht, bis er schließlich der stärkeren Stimme folgt und ganz Soldat wird. Die Enkelgeneration besteht dann in allen Zweigen ausschließlich aus Soldaten, von den Urenkeln wird einer wieder erfolgreicher Jurist und ein andrer, nachdem er sich als junger Soldat einen dauernden körperlichen Schaden zugezogen hat, ebenfalls Rechtskundiger.

Diese Betrachtungsart verbindet also die Ergebnisse aus der Ahnentafelforschung mit der Auswertung der Stammtafel und führt uns damit zu einer tieferen Erfassung der kennzeichnenden Eigenart eines bestimmten Erbstammes. Erweitern wir die Stammtafel des oben erwähnten Matthias Bannіza zur Abstammungstafel unter Einbeziehung aller Tochterstämme, so erhalten wir seit 1727 eine Nachkommenzahl von mindestens 750 Personen. Mehrere Hundert leben davon in der breitesten heutigen Geschlechterfolge, und jährlich wachsen auf allen Seiten neue Nachfahren hinzu. So scheint das Blut dieses einen Stammelternpaares unaufhörlich fortzufließen. Wir erleben die biologische, die irdische Unsterblichkeit jenes Ahnenpaares. Nur, wer keine Nachkommen hat, scheidet aus dem ewigen Lebensvorgang für alle Zeit aus. Das ist ein Erlebnis, das andre große Menschheitskulturen gewaltig beflügelt hat und das unsre abendländische Menschheit in der Stunde der Sterbensgefahr wiedergewinnen muß. Das uralte China und mit ihm Japan scheinen ewig durch ihre ehernen Familiengesetze, durch ihren im tiefsten der Volksseele verwurzelten Ahnenkultus, durch die Sittenlehre des Kong-fu-tse, die den Familiengedanken in den Mittelpunkt des Volkslebens stellt.[1])

Nicht früh genug kann in unsrer Jugend dieser Gedanke des irdischen Weiterlebens in den kommenden Geschlechterfolgen geweckt werden. Grade die erbgesunden Stämme der Oberschicht müssen solcher Einsicht zugänglich werden, damit ihr Blut dem Volksganzen erhalten bleibt.

Nur ein bestimmter Kreis von Oberschichtfamilien hat bisher seinen Fortpflanzungswillen durch Jahrhunderte behaupten können, die sogenannten „immunisierten" Familien, wie sie der Familienforscher Ludwig Flügge bezeichnet hat. Untersuchen wir die Bedingungen dieser günstigen Verhältnisse, so gelangen wir immer wieder zur natürlichen Ernährungsgrundlage, dem Boden, zum festen weitervererbten Eigenhaus, in dem das

1) Vgl. dazu Dr. Gerhard Steiner, Lebendige Familienforschung und Familiengeschichte in der Schule, A. W. Zickfeldt, Osterwieck 1934. Näheres bei K. Mitsukuri, Die japanische Familie in: Schnaß und Wilckens, Erdkundliches Quellenbuch. Außereuropa II. A. W. Zickfeldt, Osterwieck 1928.

Familienbewußtsein sich festigen kann. Diese Beobachtung an unzähligen Stammtafeln soll die jungen Menschen reif machen für die Gedanken unseres Reichsbauernführers Darré, durch Gründung von Erbhöfen rassisch wertvolle Familien wieder schollenfest zu machen und zu einem neuen Adel werden zu lassen.

Auch die gesellschaftswissenschaftliche Betrachtungsweise kann die familienkundliche Arbeit der Schule in Mittel- und Oberstufe bereichern. Die Fragestellung wird sofort klar, wenn wir etwa in einer heutigen Prima eine Aufstellung darüber machen, wessen Vater ebenfalls die Prima besucht hat, wer durch mehrere Geschlechterfolgen Akademiker unter seinen Ahnen hat, wer in seiner Berufswahl von seinem Vater und Großvater abzuweichen gedenkt. Versuchen wir dann noch festzustellen, in wieviel Geschlechterfolgen ein jeder zur Scholle zurückgelangt, so haben wir die Grundfragen des gesellschaftlichen Aufstiegs und Wandels deutlich vor uns. Nun können wir soziologische Ahnentafeln aufstellen, etwa nach dem Muster der Tafel für Johannes Georg Klamroth, die in den Familiengeschichtlichen Blättern[1]) erschienen ist. An Stelle der Namen enthält eine solche Tafel nur Rechtecke in bestimmter Färbung, etwa für den Landwirt und verwandte Berufe grün, für den Berufssoldaten und Offizier blau, für den Handwerker braun und so fort. Die Mütter werden hier übersprungen, da sie regelmäßig den Beruf der Hausfrau haben. Solche Tafeln für die Führer des Dritten Reichs wurden in der Ausstellung „Deutsches Volk — Deutsche Arbeit" in Berlin 1934 gezeigt. Mit einem Blick übersieht man das soziologische Ahnenerbe eines Menschen. Die Ahnentafel Adolf Hitlers zeigt von der 4-Ahnenreihe an ausschließlich die grüne Farbe der Bauern.

Ähnlich lassen sich auch soziologische Stammtafeln aufstellen, die den Übergang von einer Gesellschaftsschicht in die andere verdeutlichen, etwa vom Bauern zum Handwerker und vom Handwerker zum mittleren Beamten, während die von den jedesmal ältesten Söhnen begründeten Zweige der Scholle und dem landwirtschaftlichen Beruf treu bleiben.

Die erbbiologischen Hintergründe des Berufsweges im Sinne der schulpolitischen Schriften Wilhelm Hartnackes werden erst in den obersten Klassen Verständnis finden. Insbesondere spielt die Frage der Vererbung geistiger Fähigkeiten für den Aufstieg in die akademische Schicht eine Rolle. Die Ausübung führender Tätigkeit in den verschiedensten Berufsständen wird ebenso als Ergebnis rassischer Auslese gewertet werden. Zu erreichen wäre, daß auf Grund solcher Einblicke in dem reiferen Schüler eine ernst-

---

1) 1925, Heft 6.

liche Selbstprüfung über seine ererbten rassischen Möglichkeiten für die Ausübung und Stellung im Berufsleben einträte. Dann könnte die vertiefte Familienkunde wertvolle Dienste für die rechte Berufswahl leisten. Vor allem sollte es wieder gelingen, in den städtischen jungen Leuten, die nach ihrem Ahnenerbe als bauernfähig anzusprechen sind, letzte Hemmnisse und Vorurteile gegen eine neue Landsässigkeit zu beseitigen.

c) Auswertung des Geschichtsunterrichts.

Die ganze künftige Geschichtsbetrachtung ist unter die Leitworte Familie, Rasse, Volk zu stellen. Aus den bedeutendsten Geschichtsabschnitten sollen diejenigen Züge besonders gezeichnet werden, die den Zusammenhang des Familienwesens mit der Gesamtverfassung des Volks und mit seiner rassischen Reinheit und Gesundheit herstellen. Vor allem eignen sich zu Vergleichen andre uns rassenverwandte nordisch bestimmte Völker, deren Schicksalsablauf in seinen Einzelheiten noch klar faßbar uns vor Augen gestellt werden kann.

Das alte Sparta bietet uns das Bild streng staatspolitisch ausgerichteten Familienwesens. Was Darré in seinem Buch „Bauerntum als Urquell der nordischen Rasse" über das spartanische Eherecht, die Stellung der Frau als Erhalterin der Rasse ausgeführt hat, verdient im Geschichtsunterricht der Oberstufe sorgfältig beachtet zu werden. In hervorragendem Maße eignet sich die römische Geschichte für unsere Anschauungsweise. Der Weg vom altrömischen Geschlechterstaat bis zum völligen Zerfall des Familienlebens im Kaiserreich bietet ein geschlossenes Bild eines ungeheuren Schicksalsverlaufes, der uns den besten Einblick in die Lebensbedingungen eines Volkes gestattet. Wie einzigartig der Familiengedanke im alten Rom zur Geltung kommt, das erweist die Namengebung. Ganz scharf und klar wird durch die Dreinamenbildung das Einzelwesen in den Kreis seiner engeren Familie und den größeren Zusammenhang des Geschlechts eingeordnet. Genau so wie in der späteren abendländischen Geschichte beherrschen dieselben stolzen Familiennamen durch viele Jahrhunderte die Volksgeschichte. Ämilius, Sempronius, Porcius, Papirius und Hunderte anderer Namen aneinandergereiht ergeben das, was wir die Geschichte Roms nennen. Alte klug erfundene Familienlegenden versittlichen den römischen Familiengedanken.[1]) Bemerkenswert ist, daß hier bereits der Zwiespalt zwischen Familiengedanken und Staatsgedanken ein beliebtes Stoffgebiet der Dichtung wird, so wie später in der germanischen Volkssage Sippentreue und Gefolgschafts-

1) Vgl. meinen Aufsatz: Familienlegenden im alten Rom, Archiv für Sippenforschung 1928, Nr. 1.

verpflichtung miteinander ringen. Aber klarer wird immer die Entscheidung zugunsten des alles andere sich einordnenden Staatsgedankens getroffen, wie es deutlich die Erzählung vom Konsul Manlius Torquatus erweist, der seinen eigenen tapferen, aber undisziplinierten Sohn hinrichten läßt. Das Wort „pietas", ein in Wahrheit unübersetzbarer kennzeichnender Ausdruck der lateinischen Sprache, wird meist mit Frömmigkeit wiedergegeben: römische Frömmigkeit ist Kindesliebe, Familiengefühl.

Sicher lassen sich auch die Verfallsursachen erkennen. Wir erleben den verzweifelten Kampf des alten Cato um die Erhaltung der guten altrömischen, im Bauerntum wurzelnden Familiensitten, wir erfahren von den krampfhaften Bemühungen des Kaisers Augustus, durch eine umfassende Familiengesetzgebung dem Verfall Einhalt zu gebieten, während schon in seiner nächsten Umgebung alles morsch ist. Wir erkennen, daß hier all die Kräfte der Zerstörung mitwirken, die auch heute an der Familie und damit am Volksganzen arbeiten: Kinderarmut der gutrassigen Familien, Eindringen fremden, insbesondere orientalischen Blutes in den römischen Volkskörper. Die Römer, die einst das gewaltige Reich aufgebaut hatten, sind nicht mehr. Fremde, die von dem ursprünglichen Schöpfergeist dieses einstigen Bauernvolkes nicht einen Hauch verspüren, herrschen, angetan mit der feierlichen Toga, in dem weiträumigen Bau, bis der brausende Strom jugendlicher Nordvölker sie hinwegwälzt. In den letzten Jahrzehnten hat die Gleichläufigkeit spätantiker Zustände mit unsern abendländischen Verhältnissen zu manchem Nachdenken angeregt. In vielen Köpfen setzte sich sogar die Ansicht von der Zwangsläufigkeit einer solchen Entwicklung fest.

Die Spenglersche Auffassung wirkte auf viele Gemüter lähmend, als ginge man wieder einem unaufhaltsamen Schicksal des Völkertodes entgegen. Wir aber wissen heute grade angesichts solcher vom besten Willen erfüllter Versuche des Augustus, daß man damals noch nicht imstande war, die wahren Ursachen der Volksbedrohung zu erkennen, und daß man deshalb mit allen Maßnahmen an der Oberfläche bleiben mußte. Wir haben heute die bessere Erkenntnis in die tieferen Zusammenhänge jener und unserer Zeit und wissen, daß ein Volk unter starker Führung wohl imstande ist, sich mit seinen besten Rassekräften immer wieder zu verjüngen. Wir glauben, daß der menschliche Wille, von einer solchen Einsicht getrieben, auch das Schicksal wieder wenden kann und daß es gerade beste nordische Art ist, jeder Schicksalsumklammerung die ganze seelische Kraft entgegenzusetzen und mit diesem harten „Dennoch" das Übel an der Wurzel anzupacken.

Es ist für die Schularbeit von entscheidender Bedeutung, daß die Betrachtung des Untergangs der alten Welt nicht mit orientalisch anmutender

Schicksalsergebung, sondern mit dem nordischen Willen zur Schicksalsgestaltung beantwortet wird. Jede Rasse wird aus ihrer Erlebensart heraus zu denselben geschichtlichen Tatsachen anders Stellung nehmen.

Die aufsteigende germanische Welt muß von vornherein in ihren Grundkräften erkannt werden. Das sind Gefolgschaft und Sippe. Wie es der Bonner Germanist Hans Naumann in seinem Vortrag „Führeridee und Gefolgschaft als germanisch-deutsches Schicksal" ausgeführt hat, geht es bei der Sippe in erster Linie um Erhaltung der Art, während bei der Gefolgschaft Ehre und Ruhm das Höchste sind und der Gedanke, daß keiner den Führer überleben darf, unter dem Leitwort: „Heute Abend sind wir Odins Gäste!" Der natürliche Trieb des Jünglings, sich von der Sippe zu entfernen, wird von der Gefolgschaft aufgefangen; das ist ihre „biologische Funktion".

Dieser Durchbruch des Sippengedankens ist eindrucksvoll gestaltet in dem Festspiel von August Hinrichs „De Stedinge". Als der Untergang der Stedinger Bauernschaft sicher ist, bestimmt der Sippenälteste seinen Enkel zur Flucht. Das ist keine feige Flucht vor dem Tode, sondern das ist Rettung des Blutes, „des ewigen Blutes, das nicht sterben darf, weil es einstmals siegen soll". Während die Dörfer brennen, während die gebenedeiten Mönche Einzug halten nach der Schlacht in die wiedergeöffnete Kirche, während sie beten und singen und den Sieg der „Christenheit" feiern, sprengt durch Rauch und Flammen der jüngste der Stedinger davon: „Der Stamm ist tot, aber die Wurzel lebt!"[1])

Ähnlich rettete nach der römischen Sage Äneas das edle Blut Trojas aus dem Untergang und säte dadurch den künftigen Sieg der julischen Sippe.

In der nordischen Wölsungensage wird Siegmund erst dann von Odin aus dem Leben gerufen, als die Geburtsstunde seines Erben, Sigurds, bevorsteht. Der Stamm ist gesichert, die Lebensaufgabe des Helden vollendet.

In den isländischen Bauernerzählungen (sagas), den altgermanischen Sagen erleben wir überall den Sippengedanken in seiner Verflechtung mit dem Gefolgschaftswesen, am eindruckvollsten gestaltet im Nibelungenlied, als Rüdiger von Bechlaren die ihm neuversippten Nibelungen dem Gefolgschaftsgedanken aufopfern muß. In den zur Ruhe gekommenen germanischen Staatswesen finden wir einen inneren Ausgleich zwischen Sippen- und Gefolgschaftswesen, wodurch die neue Volksordnung begründet wird.

Besondere Sorgfalt gebührt der Betrachtung der standesgeschichtlichen und zugleich wirtschaftlichen Umwandlungen der karolingischen Zeit, die mit dem

---

1) Nach der Besprechung Kurt Jeserichs im Völkischen Beobachter vom 29. V. 1934.

Hervortreten des mittelalterlichen Dienstadels als einer ausgeprägten Hochform bäuerlicher Familien ihren Abschluß finden. Die Verknüpfung dieser Vorgänge mit dem Rassegedanken ist bereits in dem Abschnitt über den Familiengedanken und das Familienbewußtsein dargelegt worden.

Die Betrachtung der geschichtlichen Persönlichkeiten kann fürderhin nicht an ihrem Bluterbe vorübergehen. Bisher berücksichtigte man bestenfalls die durch den gemeinsamen Namen leicht feststellbare Vaterlinie, heute wissen wir, daß eine Gesamtschau auf die Ahnentafel nötig ist. Einwandfreien Stoff für das Mittelalter besitzen wir in dem umfangreichen Werk: „Die Ahnen der deutschen Kaiser, Könige und ihrer Gemahlinnen" von Wilhelm Karl Prinz von Isenburg.[1]) Gleich die erste zu 32 Ahnen aufgestellte Tafel für Kaiser Otto III. macht uns die Herkunft des Blutes dieses Niedersachsensohnes deutlich. Sein Großvater Otto, der Widukindnachfahr, wurde der große Gestalter des deutschen Volksraumes, der Enkel, in dessen Blut byzantinisches Erbe sich durchsetzt, hat nur die eine Sehnsucht, über Römer zu gebieten. Jede einzelne dieser Ahnentafeln gibt uns wichtige Aufschlüsse über die blutmäßigen Hintergründe der europäischen Geschichte. Überraschend durch ihr überwiegend romanisches (aber nicht unnordisches) Erbe wirkt z. B. die Ahnentafel des letzten Ritters Maximilian, die in den Familiengeschichtlichen Blättern 1927, Heft 10 leicht zugänglich ist. Einen vereinfachten Überblick über solches Ahnenerbe gestattet die von mir eingeführte Darstellungsform der Ahnenherkunftskreise.[2]) Für die neuere Geschichte kommen in erster Linie die Ahnentafeln berühmter Deutscher in Betracht, die eines der Hauptwerke der Leipziger Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte darstellen. Nicht nur die politische Geschichte, sondern auch die Geistes- und Schrifttumsgeschichte darf nicht an diesen wichtigsten Beweisstücken für das Ahnenerbe unserer bedeutendsten Männer vorübergehen. Selbst in den bedeutendsten Schrifttumsgeschichten, z. B. bei Bartels und Nadler, finden die Ergebnisse der heutigen Familienkunde über das Ahnenerbe der deutschen Dichter und Denker keine genügende Berücksichtigung.

In der neueren Geschichte müssen die großen Völkerwanderungen in ihren raumpolitischen und rassischen Beweggründen aufgezeigt werden. Der West-Ostrichtung der mittelalterlichen Kolonisation sind die neueren Bevölkerungsrichtungen zu vergleichen, z. B. die slawische Unterwanderung des deutschen Ostens, die polnische Einsickerung im rheinisch-westfälischen

---

1) Verlag C. A. Starke, Görlitz. Preis 60 RM.
2) Siehe oben S. 65, Archiv für Sippenforschung 1930, 1.

Industriegebiet und vor allem die große Westwanderung der Deutschen nach Amerika und innerhalb Amerikas von der Ostküste zum mittleren und fernen Westen. Eingehend werden die religiös-rassischen Auswanderungsbewegungen aus Frankreich und Österreich zu behandeln sein. Eine Linie führt von den Wiedertäufervertreibungen aus Tirol über die Salzburger im 18. Jh., die Zillertaler im 19. Jh. bis in unsere Tage. Leider steht uns bisher für die unterrichtliche Durcharbeitung noch nicht genügend erprobter Stoff zur Verfügung. Nur wenige Lehrer werden hier so im Bilde sein, daß sie aus eigenem ein packendes Bild dieser Vorgänge bieten können.

Wichtig ist bei alledem die Anknüpfung an das Ahnenerbe der mitarbeitenden Schüler. Gerade die geistige Oberschicht hat einen beträchtlichen Anteil an diesem Blut nordisch bestimmter Auswanderer, denen die Glaubenstreue über irdisches Behagen ging. Solches Gut in dem vielfach verspießerten Bürgertum wieder zu wecken, ist eine lohnende Aufgabe der nationalsozialistischen Erziehung.

Für die Abschlußklassen Untersekunda und Oberprima ist eine eingehende Behandlung der Bedrohung des Familiengedankens durch die liberalistische Weltanschauung im 19. Jh. notwendig. Hier werden Wilhelm Heinrich Riehls Schriften den besten Einblick in die Zusammenhänge vermitteln. Dann ist die Geburt des neuen Familienbewußtseins aus der Weltanschauung von Blut und Boden zu zeigen. Die Zusammenarbeit mit den lebendigen Wissenschaften des Dritten Reichs, der Bevölkerungslehre, der Rassenlehre, der Erbbiologie ist in den früheren Teilen dieses Buches deutlich gemacht worden.

Es scheint nun hinreichend klar zu sein, in welcher Weise die Familienkunde die Zusammenhänge von Volk und Rasse klärt und wie sie in die gesamte Schularbeit hineinwirkt. Ihr Bereich wird erst dann abgesteckt werden können, wenn die Lehrpläne insgesamt im nationalsozialistischen Sinne umgegossen sein werden. Wichtige Vorarbeit dazu wird geleistet werden durch die Erfahrungen während des Landjahres für die Schulentlassenen in Preußen. In der Arbeit des Landjahrs hat die Familienkunde bereits einen festen und wichtigen Platz erhalten. Hier soll sie innerlich die Landgewöhnung der Großstadtkinder befördern helfen und eine rassisch gesunde Verteilung der deutschen Bevölkerung in unserm Lebensraum mit vorbereiten.

Die Schule hat die Aufgabe, die volkswichtigen Ergebnisse der familienkundlichen Forschung der Jugend zugänglich zu machen. Das wird erst dann gelingen, wenn die Lehrer selbst ein inneres Verhältnis zur neuen Familienkunde gewonnen haben. Dann werden sie begreifen, daß ihnen hier ein Weg gebahnt worden ist zu den Urgründen unseres völkischen Seins.

